This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

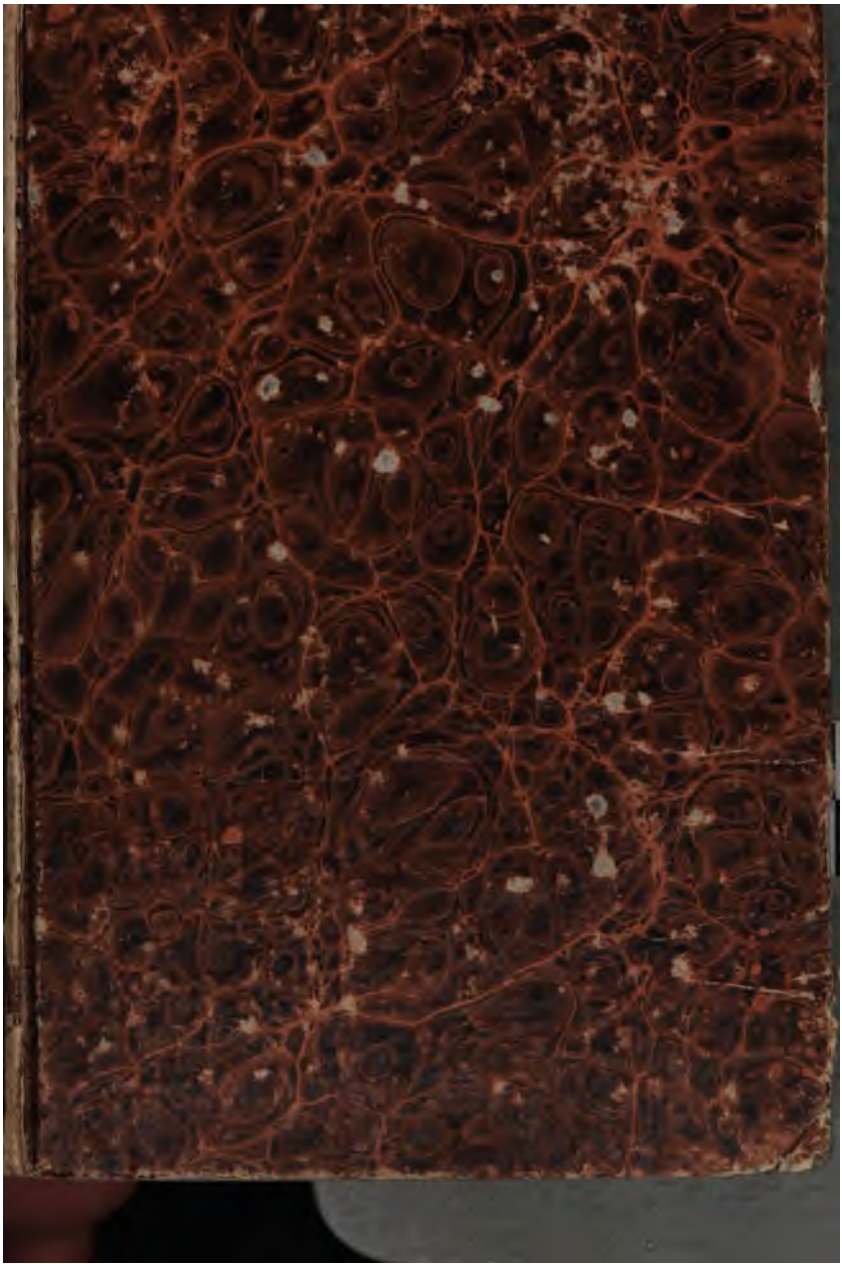
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

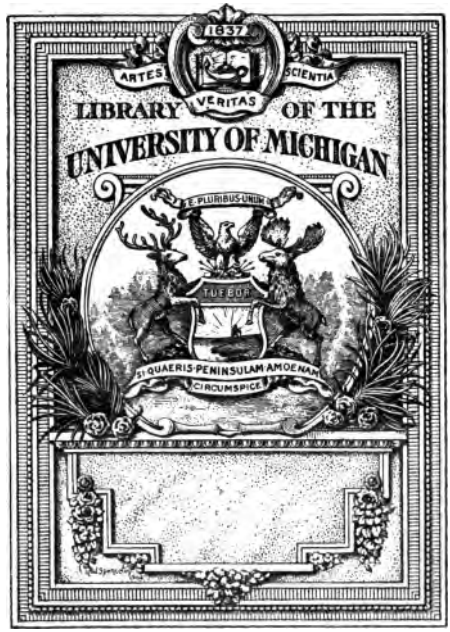
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.




1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

Goethe

aus

näherm perſönlichen Umgange

dargeſtellt.

Goethe

aus

näherm perſönlichen Umgange

dargeſtellt.

G. S. Morris.

Goethe

aus

näherm persönlichen Umgange

dargestellt.

17931

Ein nachgelassenes Werk

von

Johannes Falk.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1832.

Vorwort.

Goethe'n nicht etwa mittelbar aus ſeinen Werken, ſondern unmittelbar aus ſeinem Leben ſelbſt zu ſchildern, ſoweit es mir im Umgange mit ihm zugänglich ward, iſt der Zweck dieſer Blätter. Es ſind geordnete, gewiſſenhafte Auszüge aus meinem ſorgfältig geführten Tagebuche, wie deren vielleicht von Andern, welche ſo glücklich waren, in dieſes

Edeln Nähe zu weilen, ähnliche zu hoffen und zu wünſchen ſtehen, und wofern ſie nur wahrhaft und treu ſind, ſo viel geſprochene Bände ſeiner Schriften ſeyn werden.

Die hier, um nicht Alles zu ſehr zu vereinzeln, ſondern vielmehr zuſammenzuhalten, getroffene Anordnung bot ſich bei der Überſicht des Stoffes von ſelbſt an. Das Vorbildliche des Sohnes in ſeiner Mutter ſchien einem allgemeinen Umriſſe ſeines Charakters als Künſtler und Menſch wol vorangehen zu dürfen — gleichſam eine Morgendämmerung. Hieran ſchloß ſich ſein Aufgang in der Natur, ſein Sinn und ſeine Liebe für ſie, ſein durch ſie und an ihr gekräftigter und geklärter Blick in das Reich des Geiſtes und der Wiſſenſchaft, wovon ſeine Anſichten des Staates und der Fortdauer nach dem Tode geiſtreiche Beiſpiele und Be-

weiſe ſind. Die einer ſo tüchtigen Natur eigene und nöthige ſtraffere Spannung der Elemente des gediegenen, treuen Ernſtes einerſeits, und des tollſten, muthwilligſten Humors andererſeits gab ſeinem Bilde eigenthümliche Lebendigkeit; ſein Verkehr mit einigen der allbekannteren Zeitgenoſſen, ſein Urtheil über ſie und ihre Werke führte es weiter aus und vollendete es, ſoweit es die Natur einer Skizze geſtattete. Der angehängte Brief eines ſechzehnjährigen Jünglings ſpricht die unſchuldige Hingebung an das Edle und Würdige aus, und der erläuternde Anhang über „Fauſt" regt vielleicht, indem er ſich auf manche früher berührte Ideen erläuternd bezieht, manche nicht ganz unerſprießliche Gedanken an.

Und ſo mögen denn dieſe Blätter bei allen Freunden und Verehrern des Herrlichen, welchem

die übermächtige Genieſeuche ebenſo wenig als die geifernde Verleumdung Lorbeer und Purpur entblättern oder herabzupfen wird, eine freundliche und geneigte Aufnahme finden!

Weimar, im Jahre 1824.

Johannes Falk.

Inhalt.

Seite

I. Goethe's Mutter. Einige Beiträge zu ihrer Charakteriſtik 1

II. Allgemeiner Umriß von Goethe's Charakter als Menſch und Künſtler 8

III. Goethe's Anſicht der Natur 26

IV. Goethe's wiſſenſchaftliche Anſichten 50

V. Goethe's Humor 85

VI. Goethe's Verhältniſſe zu ausgezeichneten Zeitgenoſſen und Urtheile über ſie.

1. Goethe und der Herzog von Weimar . . 106
2. Goethe über Leſſing und Heinrich v. Kleiſt . 120
3. Goethe und Lenz 125
4. Goethe und Klinger 136
5. Von Einſiedel 137
6. Goethe und Gleim 139
7. Goethe und Herder 142
8. Goethe und Wieland 149

Seite

9. Goethe und der König Ludwig von Holland 163
10. Goethe und Kotzebue 173

Erster Anhang.

Brief eines sechzehnjährigen Jünglings, als er Goethe zum ersten Male gesehen . . . 199

Zweiter Anhang.

Über Goethe's Faust. Ein Fragment zur Erläuterung des obigen Gartengespräches.

1. Vom Universalleben der Natur, wie es, durch Goethe aufgefaßt, besonders im Faust erscheint 209
2. Goethe's Vermächtniß an die jüngere Nachwelt zu seinem fünfundsiebzigjährigen Geburtstage, den 28. August 1824 219
3. Der Dichter und seine Freunde im ersten Prologe zu Faust 220
4. Der Dichter, der Schauspieldirector und die lustige Person des Vorspiels . . 221
5. Mephistopheles und die himmlischen Heerschaaren vor dem Throne Gott Vaters. Zum Prologe im Himmel . . 229
6. Makrokosmus und Wirkung der Lichtengel, die ihm zu Gebote stehen . . 237

Seite

7. Charakter des Faust, aus dem Standpunkte einer unerlaubten Wißbegier aufgefaßt 240
8. Vom Wissen in Gott oder von der echten Magie 243
9. Charakter des Erdgeistes oder Mikrokosmus im Faust 245
10. Vom Handeln in Gott; oder Fortsetzung der Lehre von der echten Magie . . 251
11. Von dem Triebe, zu schaffen, und wie derselbe unbezwinglich in jeder menschlichen Brust herrscht 254
12. Vom Sonntage, blauen Montage, oder vom Paradiese auf Erden 257
13. Vom Lichtmenschen in uns, oder von der echten Feier des Sonntags . . . 263
14. Einige Worte über Faust's Pudel, mit Bezug auf Goethe's Gartengespräche . 266
15. Wagner's selbstzufriedene Bücherweisheit, im Contraste mit Faust's Unruhe 268
16. Faust's Commentar zum Evangelium Johannis, als weitere Entwickelung von Goethe's Gartengesprächen . . . 272
17. Faust's gänzlicher Abfall von Gott und Natur 277
18. Mephistopheles. Dessen Gutachten über die vier Facultäten 284

19. Von der Metaphyſik und den falſchen Vorſtellungen, die häufig durch ſie über Gott verbreitet werden . . . .
20. Goethe's Glaubensbekenntniß . . . . .
21. Wie Mephiſtopheles das Patronat über alle Wortmenſchen und Scholaſtiker übernimmt, und was auf dieſem Wege zu hoffen iſt . . . . . .
22. Das Paradies auf Erden. Letzte Station in Auerbach's Keller . . . . .
23. Das Lied vom Könige und vom Floh . .
24. Von Hofuniformen, Schneidern und deren Verdienſt um die Weltgeſchichte . . . . . .
25. Von natürlichen Zaubertränken und deren Wirkung im Volke . . . . . .
26. Die Katzengeiſter in der Hexenküche, nebſt Commentar zu einigen ihrer Orakelſprüche . . . . . .
27. Fauſt's Himmelszwang . . . . . .

I.

Goethe's Mutter.

Einige Beiträge zu ihrer Charakteriſtik.

Schon öfter iſt die Bemerkung gemacht worden, die ſich vielleicht im Nachfolgenden nicht unangenehm wiederholen wird, daß große und ausgezeichnete Männer, was ſowol Charakter als Anlagen des Geiſtes und andere Eigenthümlichkeiten betrifft, immer zur Hälfte in ihren Müttern vorgebildet ſind.

So ſtellt ſich in Goethe's Charakter eine ſehr zarte Scheu vor allen heftigen, gewaltſamen Eindrücken dar, die er auf alle Weiſe und in allen Lagen ſeines Lebens möglichſt von ſich zu entfernen ſuchte. Ähnliches

finden wir schon bei der Mutter, wie mir denn eine Freundin, die, als sie noch in Frankfurt lebte, ihr sehr nahe stand, folgende Charakterzüge erzählte, die für das hier eben Gesagte zum vollkommensten Belege dienen.

Goethe's Mutter hatte die Gewohnheit, sobald sie eine Magd oder einen Bedienten miethete, unter Anderm folgende Bedingungen zu stellen: „Ihr sollt mir nichts wiedererzählen, was irgend Schreckhaftes, Verdrießliches oder Beunruhigendes, sei es nun in meinem Hause, oder in der Stadt, oder in der Nachbarschaft vorfällt. Ich mag ein für alle Mal nichts davon wissen. Geht's mich nah an, so erfahre ich's noch immer zeitig genug. Geht's mich gar nicht an, bekümmert's mich überhaupt nicht! Sogar wenn es in der Straße brennte, wo ich wohne, so will ich's auch da nicht früher wissen, als ich's eben wissen muß." So geschah es denn auch, daß, als Goethe im Winter 1805 zu Weimar lebensgefährlich krank war, Niemand in Frankfurt von allen Denen, die bei der Mutter aus- und eingingen, davon zu sprechen wagte. Erst lange nachher, und als es sich mit ihm völlig zur Besserung anließ, kam sie selbst im Gespräch darauf

und ſagte zu ihren Freundinnen: „Ich hab' halt Alles wohl gewußt, habt ihr gleich nichts davon geſagt und ſagen wollen, wie es mit dem Wolfgang ſo ſchlecht geſtanden hat. Jetzt aber mögt ihr ſprechen; jetzt geht es beſſer. Gott und ſeine gute Natur haben ihm geholfen. Jetzt kann wieder von dem Wolfgang die Rede ſeyn, ohne daß es mir, wenn ſein Name genennt wird, einen Stich ins Herz gibt." Wäre Goethe, ſetzte dieſelbe Freundin, die mir dieſes erzählte, hinzu, damals geſtorben, auch alsdann würde dieſes Todesfalles im Hauſe ſeiner Mutter ſchwerlich von uns Erwähnung geſchehen ſeyn; wenigſtens nur mit ſehr großer Vorſicht, oder von ihr ſelbſt dazu aufgefodert, würden wir dies gewagt haben, weil, wie ich ſchon bemerkt, es durchaus eine Eigenthümlichkeit ihrer Natur, oder Grundſatz, wo nicht beides war, allen heftigen Eindrücken und Erſchütterungen ihres Gemüthes, wo ſie nur immer konnte, auszuweichen.

Unter einen Brief, den Goethe von ſeiner Mutter erhielt, da ſie bereits zweiundſiebzig Jahr alt war, ſchrieb Jemand: So hätte Gott alle Menſchen erſchaffen ſollen.

Eine zweite Anlage Goethe's, worauf alle ſeine

übrigen Anlagen gleichſam als Fundament ruhten u
ſich einer reichen Entwickelung erfreuten, iſt eine e
giebige Ader von fröhlich ſtrömendem Mutterwit
ſonſt auch Naivetät und Humor genannt, die ebenfal
in einem ſehr hohen, ja oft drolligen Grade ſein
Mutter eigenthümlich waren. Der Vater war ält
und in ſich gekehrter, oder, wie ſich der Maler Krau
ſein Landsmann von Frankfurt her, über ihn au
drückte, ein geradliniger frankfurter Reichsbürger, d
mit abgemeſſenen Schritten ſeinen Gang und ſe
Leben zu ordnen gewohnt war. Von ſeiner Förmlic
keit hat Goethe vielleicht etwas in ſich herübergenon
men. Manche, die den Vater genau und perſönli
gekannt haben, verſichern, Gang und Haltung d
Hände habe der Sohn völlig vom Vater beibehalte
Die Mutter aber beſaß ein munteres, ſinnlich frö
liches Weſen, wie es am Rhein zwiſchen Weinberge
und ſonnigen Hügeln häufig vorkommt, und da ſ
weniger in Jahren vorgerückt als der Vater war,
nahm ſie auch ſchon deshalb Alles leichter und a
muthiger als dieſer. So ſagte ſie zuweilen in ſcher
hafter Laune, weil ſie ſehr früh geheirathet und kau
ſechzehn oder ſiebzehn Jahre alt Mutter geworde

war: „Ich und mein Wolfgang haben uns halt immer verträglich zuſammengehalten; das macht, weil wir beide jung und nit ſo gar weit als der Wolfgang und ſein Vater auseinander geweſen ſind!“ — So bezeigte ſie bei manchen freiern Scherzen des Sohnes, die der ſtreng rügende Vater ſchwerlich überſehen konnte, eine echt mütterliche liebende Nachſicht, oder ging vielmehr ganz in dieſelben ein.

Einſt beim Schlittſchuhlaufen z. B. wo ſie im Schlitten neben einer Freundin ſaß und dieſen muntern Spielen der Jugend zuſah, nahm ihr Wolfgang die Kontuſche ab, hängte ſie ſich um und ſcherzte lange auf dem Eiſe hin und her, ehe er ſie der Mutter wiederbrachte, die ihm lächelnd verſicherte, daß die Kontuſche recht wohl zu ſeinem Geſichte geſtanden hätte.

Späterhin noch, als Goethe ſein bürgerliches Leben nach dem Rathe ſeines Vaters in Frankfurt damit eröffnete, daß er ſich den Geſchäften eines Anwalts unterzog, verhüllte die Mutter Manches mit dem Mantel der Liebe, was der Vater ſchwerlich ſo frei hätte hingehen laſſen. In demſelben Grade nämlich, wie der etwas mürriſche Vater die Augen offen behielt, pflegte die Mutter ſie gelegentlich zuzudrücken.

Junge Autormanuſcripte *) wurden in angebliche Acten, und manche kleine Einladung zu einem unſchuldigen Gartenpickenick mit jungen luſtigen Leuten ſeines Schlages, wenn der Vater darnach fragte, in irgend ein Handbillet von dieſem oder jenem Clienten verwandelt.

Die liebenswürdige Corona Schröter, für welche Goethe ſpäterhin zu Weimar ſeine „Iphigenie" dichtete, wußte Vieles von dieſer Art auf das anmuthigſte zu erzählen, und Manches davon, was im Verfolge dieſer Schrift ſich etwa finden wird, habe ich treulich aus ihrem Munde in meinem Tagebuche aufgezeichnet.

Noch in ihrem hohen Alter, als ſie ſich einige Wochen hindurch mit den Beſchwerden deſſelben ſchmerzlich geplagt hatte, ſagte Goethe's Mutter zu einer Freundin, die ſie beſuchte, auf ihr Befragen, wie es gehe: „Gottlob, nun bin ich wieder mit mir zufrieden und kann mich auf einige Wochen hinaus leiden. Zeither bin ich völlig unleidlich geweſen und habe mich wider den lieben Gott gewehrt wie ein klein

*) Goethe war kaum neunzehn Jahr alt, als er „Die Mitſchuldigen" ſchrieb.

Kind, das nimmer weiß, was an der Zeit iſt. Geſtern aber konnt' ich es nicht länger mit mir anſehen; da hab' ich mich ſelbſt recht ausgeſcholten und zu mir geſagt: ei, ſchäm dich, alte Räthin! Haſt guter Tage genug gehabt in der Welt und den Wolfgang dazu, mußt, wenn die böſen kommen, nun auch fürlieb nehmen und kein ſo übel Geſicht machen! Was ſoll das mit dir vorſtellen, daß du ſo ungeduldig und garſtig biſt, wenn der liebe Gott dir ein Kreuz auflegt? Willſt du denn imer auf Roſen gehen und biſt übers Ziel, biſt über ſiebzig Jahre hinaus! Schauen's, ſo hab' ich zu mir ſelbſt geſagt, und gleich iſt ein Nachlaß gekommen und iſt beſſer geworden, weil ich ſelbſt nicht mehr ſo garſtig war." —

Wer Goethe's Perſönlichkeit einigermaßen gekannt hat, wird zugleich zugeben müſſen, daß viel von dieſer Liebenswürdigkeit und dieſem Humor, der ſich weder im Leben noch im Tode zu Grunde richten läßt, in den ergiebigſten Adern auf ihn übergegangen war. Wir werden tiefer unten Belege dazu aus ſeinem frühern Leben, wie zu ſeinem Ernſte aus dem ſpätern geben.

II.

Allgemeiner Umriß von Goethe's Charak als Menſch und Künſtler.

Von Goethe's Vielſeitigkeit (Objectivität) ſowe Kunſt als in treuer Auffaſſung der Charaktere aller Gegenſtände überhaupt iſt häufig, zuletzt freilich unter Denen, die der heutigen Allerwel bung mit dem Heißhunger eines leeren Innern : jagen, die Rede geweſen. Ein ganz eigenthüm Vorzug ſeines Genies iſt es ohne Zweifel, daß e gleichſam in den Gegenſtand, auf deſſen Betrac er ſich in dieſem oder jenem Zeitpunkte beſch mag es nun ein Menſch, ein Thier, ein Vogel eine Pflanze ſeyn, ſinnig verliert, ja ſich gewiſſern in denſelben träumend verwandelt. Man darf ni Abrede ſtellen, daß Goethe's Größe als Naturfo

und Dichter, ſein Styl, ſeine Denkart, ſeine Darſtellung, ſeine Originalität, faſt möcht' ich ſagen die ganze Schwäche ſowie die ganze Stärke ſeines ſittlichen Weſens, auf dem Wege einer ſolchen objectiven Entwickelung zu ſuchen iſt. Wie oft hörte ich ihn, wenn er ſich irgend einer Betrachtung dieſer Art hingeben wollte, mit Ernſt ſeine Freunde erſuchen, ihn ja mit den Gedanken Anderer über dieſen Gegenſtand zu verſchonen, weil es eine ſtrenge, ja unabweichliche Maxime bei ihm war, in ſolcher Stimmung allen fremden Einflüſſen zu wehren. Erſt dann, wenn er ſeine eigne Kraft an einem ſolchen Object durchverſucht, ſich gleichſam ihm gegenübergeſtellt und allein mit ihm geſprochen hatte, ging er auch auf fremde Vorſtellungen ein; ja es ergetzte ihn ſogar, zu wiſſen, was Andere lange vor ihm über dieſen nämlichen Gegenſtand gedacht, gethan oder geſchrieben hatten. Er berichtigte ſich ſodann redlich in dieſem oder jenem Stücke, ſowie es ihn auf der andern Seite kindlich freute, wenn er ſah, daß er hier oder da in ſeinem rein originellen Beſtreben den Erſcheinungen eine neue Seite abgewonnen hatte. Wie Manches hat die Natur auf dieſem Wege des einſamen

Forſchens und Selbſtgeſpräches, den ſo Wenige zu betreten im Stande ſind, ihrem Liebling entdeckt! Und wenn es in alten Märchen vorkommt, daß Greife, Pflanzen, Steine, Blumen, Licht, Wolken ihre eigne Sprache führen, ſo kann man nicht leugnen, daß unſer alter deutſcher Magus, um im Bilde fortzufahren, gar Vieles von der Vögel- und Blumenſprache verſtanden und auch Andern zu verdeutlichen gewußt hat. Seine „Metamorphoſe der Pflanzen", ſeine „Farbenlehre" ſind ſchöne Denkmäler ſeines ruhigen Forſchungsgeiſtes; ſie ſind, ſo zu ſagen, erfüllt mit begeiſterten Seherblicken, die tief in die Jahrhunderte und in das Gebiet der Wiſſenſchaften hineinreichen, ſowie auf der andern Seite ſeine biographiſchen Darſtellungen zwei ſo völlig von ihm verſchiedener Naturen, wie Wieland und Johann Heinrich Voß, nicht ſowol ſeine Kunſt als vielmehr ſeine eigne ſchöne Natur hinlänglich beurkunden, die Alles, was ihr begegnete, rein aufzufaſſen und wie ein klarer, unbefleckter Spiegel wiederzugeben wußte. Wieland's Biographie verwandelt ſich gleichſam in Wieland ſelbſt, und Johann Heinrich Voß erſcheint in der goethe'ſchen Darſtellung ohne alle Ecken und Härten, womit ſich das Leben

ſo ſchwer ausſöhnt. Gleichſam als ob Goethe ſelbſt dieſer Johann Heinrich Voß wäre, ſo trefflich verſteht es der große Meiſter die ſchwer und mühſelig den äußern Umſtänden abgewonnene Bildung dieſes gelehrten und ſeltenen Mannes vor unſern Augen zur Entwickelung zu bringen und mit allen ihren Eigenheiten begreiflich zu machen.

So wie dieſem hohen Talent Goethe's eine allgemeine Anerkennung zu Theil geworden iſt, ſo laut haben ſich auch auf der andern Seite tadelnde Stimmen wegen Lauheit in ſittlichen Geſinnungen, ſoweit ſie in ſeinen Schriften vorliegt, erhoben. Seine Verehrer ſuchten gleich Anfangs dieſe Vorwürfe dadurch zu entkräften, daß ſie der Kunſt den Rath ertheilten, ſich ganz und gar von der Moral und ihren ſo beläſtigenden Vorſchriften loszuſagen. Zufolge dieſer Maxime wurden nun alle Diejenigen, welche ihre Unzufriedenheit mit gewiſſen allzu freien Darſtellungen der goethe'ſchen Muſe äußerten, ohne weiteres für beſchränkte Köpfe erklärt. Von nun an ſchien eine Loſung zu einer Menge verwegener Producte gegeben zu ſeyn, worin das Heilige und Höchſte nur allzu oft zu einem frechen Spiel der nie-

drigſten menſchlichen Leidenſchaft, ja zu einem Deckmantel der roheſten Sinnesbegierden ausartete. Man überſah, wie mich dünkt, in dieſem ganzen Streite von beiden Seiten einen Hauptpunkt. Die angeborene ruhige Betrachtung aller Dinge, wie ſie Goethe eigen iſt, konnte in ihm jenen ſittlichen Enthuſiasmus unmöglich aufkommen laſſen, wie ihn die Zeit foderte, und den ſie nur allzubald als den einzig beneidenswerthen Vorzug der menſchlichen Natur anerkannte.

Goethe war geboren, ſich den Dingen, nicht aber die Dinge ſich anzueignen. Von dem Augenblicke an, wo eine Zeit gegen das wirklich vorhandene oder auch nur vermeinte Böſe leidenſchaftlich in die Schranken tritt, befaßt ſie ſich wenig oder gar nicht mit Unterſuchung der guten Seiten, die dies nämliche Böſe, mit Ruhe betrachtet, einem unparteiiſchen Auge etwa darbieten möchte.

Somit war Goethe, und zwar eben durch den eigenſten Vorzug ſeiner Natur, ſelbſt mit ſeiner Zeit in einen heftigen Widerſpruch gerathen. Goethe wollte betrachten, ſeine Zeit wollte handeln und jeden, auch den ſeichteſten Beweggrund, der ſich ihr zu ſol-

chem Vorhaben darbot, in ſich aufnehmen. Darum ſagte er einmal zu mir: „Religion und Politik ſind ein trübes Element für die Kunſt; ich habe ſie mir immer, ſoweit als möglich, vom Leibe gehalten.“ Nur eine Partei war es, für die er ſich unter dieſen Umſtänden erklärte, nämlich diejenige, in deren Gefolge eine, wenn auch nur muthmaßliche Ruhe zu hoffen war, gleichviel alsdann, auf welchem Wege ſie gefunden wurde.

Nun traf es ſich aber gerade, daß Religion und Politik, Kirche und Staat die beiden Pole wurden, zwiſchen denen ſich das Jahrhundert, worin er lebte, neu geſtalten ſollte. Alles Wiſſen und alles Handeln wurde von dem Zeitgeiſte gewaltig ergriffen und ſo zu ſagen auf dieſen Mittelpunkt hingedrängt. Durch die verworrenſten Vorſtellungen wurde Bahn gebrochen, und die an ſich unklare Menge theilte die allgemeine Richtung, ohne daß ſie eigentlich wußte, was mit ihr vorging.

Der klare Goethe ſah dies wohl ein, und das iſt auch der Grund, warum ihm Alles von dieſer Art am Ende ſo widerlich wurde, und warum er vorzugsweiſe in einer Geſellſchaft lieber von einer Novelle des

Boccaccio als von Gegenſtänden ſprach, worauf das Geſammtwohl Europas zu beruhen ſchien. Viele legten ihm dieſe Denkart als kalte und liebloſe Gleichgültigkeit ſeines Weſens aus; aber gewiß mit Unrecht. Um anders zu ſeyn und den allgemeinen Rauſch für die neue Ordnung der Dinge, wie Wieland, Klopſtock und ſelbſt Herder, zu theilen, hätte Goethe ſich ſelbſt aufgeben und der vielſeitigen Betrachtung, womit er jedes Ding, folglich auch dieſe hiſtoriſche Erſcheinung, auffaßte und gar reiflich erwog, plötzlich entſagen müſſen. Gewiß, der ruhige Beobachter aller Vorgänge dieſes bewegten Lebens und der in die Handlung deſſelben entweder leidend oder thätig Verflochtene ſind zwei völlig verſchiedene Charaktere. Die letzten beiden haben durchaus kein richtiges Urtheil über ihren eignen Zuſtand. Dazu fehlt ihnen der Standpunkt. Der Taube darf und ſoll man keine Naturgeſchichte des Adlers abfodern; ſie würde allzu einſeitig ausfallen. Es muß daher nothwendig etwas über beide Zuſtände Erhabenes, echt Göttliches vorhanden ſeyn, das weder Taube noch Adler iſt, aber beide ruhig auf ſeinem Schooſe hält und ihre gegenſeitigen Vorzüge und Mängel ausmittelt, die erſten anerkennt, die andern aber,

wo nicht zu lieben, doch zu dulden und mitunter auch wol zu entschuldigen beflissen ist.

Nur mit unverrückter Feststellung dieses höhern Gesichtspunktes, der das niedere Spiel der Welterscheinung mit allen seinen Gegensätzen, wie etwa einen buntgemalten Theatervorhang, unter sich abrollen läßt, ist uns wie die Seele aller goethe'schen Darstellung so auch das Recht zu einer eignen Beurtheilung des so seltenen und einzig großen Mannes gegeben. Goethe bewegte wol auch seine Flügel und war emsig genug wie eine Biene; aber seine Thätigkeit war reine Kunstthätigkeit, folglich von ganz anderer Art. Das Reich der Wissenschaften, wie es sich durch Jahrhunderte aufgebaut, die Reiche der Natur und der Kunst, sowol in ihrem ersten Werden als in ihrer stufenweisen Entwickelung, das waren die Gegenstände, die er unausgesetzt durchflog, und was er auf diesen weiten Entdeckungsreisen von Schätzen in Besitz nahm, oder von dorther mitbrachte, sollte ihm und seinen Freunden zu einer angenehmen Beschauung dienen.

Mit weitern Anfoderungen gedachte er die ohnehin von allen Seiten hinlänglich geplagte Menschheit seinerseits zu verschonen und begehrte dafür weiter

nichts zum Danke von ihr, ſofern er anders durch ſeine Unterſuchungen einige Theilnahme bei ihr erregte, oder ihr ein lehrreiches Ergetzen bereitete, als daß ſie ihn und alle ſeiner Denkart nahverwandte ſinnige Geiſter und gleichbeſchauliche Naturen nicht unſanft mit dem eiſernen Arme der Wirklichkeit anrühre, oder gar aus den ſchönen Träumen der Vorwelt, welchen ſie ſich hingaben, in die Wirklichkeit aufſchrecke. Geſchah dieſes dennoch, ſo hörte man jene anmuthig rauhe Weiſe des Zigeunerhauptmanns im „Jahrmarkt zu Plundersweilern" wieder aus ſeinem Munde klingen:

Lumpen und Quark
Der ganze Markt!
Kinder und Affen
Feilſchen und gaffen,
Gaffen und kaufen!
Beſtienhaufen!
Möcht all' das Zeug nicht,
Wenn ich's geſchenkt kriegt'!
Könnt' ich nur über ſie!
Wetter, wir wollten ſie!
Wollten ſie zauſen!
Wollten ſie l — n!
Mit zwanzig Mann
Mein wär' der Kram!

Dies Hauptthema, nur etwas abgeändert, ſowie jener Hymnus:

Ich hab' mein Sach' auf Nichts geſtellt ꝛc.

der eigentlich auch weiter nichts als eine Variation dieſes Liedes iſt, gingen bei Goethe durch und durch und machten ſo zu ſagen ein Stück ſeiner eigentlichen Lebensbetrachtung aus. Völlig ungerecht, beinahe neidiſch verkleinernd iſt übrigens der Vorwurf, daß ſich Goethe dem Zeitgeiſte mit Veruntreuung ſeines eigentlichen Talents abſichtlich und knechtiſch zugewendet. Hat ihm ja doch Niemand ſo ſinnig in allen Stücken durch die Maximen, die er aufſtellte, durch die Anregungen, die von ihm ausgingen, gerade nur in ſeiner weltgeſchichtlichen Bedeutſamkeit vorgegriffen. Wahrlich, die Kirche wie der Staat werden ſich der Früchte dieſes majeſtätiſchen Baumes echt deutſcher Abkunft und Beſchaffenheit in der Folge zu erfreuen haben, wiewol er ſich, ſeltſam genug, ihre einwirkende Nähe in den Augenblicken ſeiner Entwickelung dringend verbat, ja es geradehin ableugnete, daß er Blüten oder Früchte für ſo verworrene Lebensbeſtrebungen, wie ſie ihm ſchienen, beabſichtige. Wir können daher mit Recht ſagen, daß wir allen

irgend einer Seite weismachen laſſen, und ebendeß-halb können wir auch noch einmal wiederkommen, ſie wird es wenigſtens nicht übel nehmen. Dergleichen aber konnte ich an Meyer, ſo lange ich ihn kenne, niemals wahrnehmen. Er iſt ſo klar und in allen Stücken ſo ruhig, ſo grundverſtändig, ſieht, was er ſieht, ſo durch und durch, ſo ohne alle Beimiſchung irgend einer Leidenſchaft oder eines trüben Parteigeiſtes, daß das Zuunterſt (dessous) der Karten, was die Natur hier mit uns ſpielt, ihm unmöglich verborgen bleiben konnte. Ebendeßhalb aber iſt auch für ſeinen Geiſt an keine Wiederkunft hieſigen Ortes zu denken; denn die Natur liebt es nun einmal nicht, daß man ihr gleichſam unaufgefodert ſo tief in die Karten blickt, und wenn auch deßhalb von Zeit zu Zeit Einer kommt, der ihr eins und das andere von ihren Geheimniſſen ablauſcht, ſo ſind auch wieder ſchon zehn Andere da, die es geſchäftig zudecken.“ —

Goethe kann, darf und will ſeiner ganzen Natur nach keinen einzigen Schritt thun, der ihn das Reich der Erfahrungen, wo er ſo freudig feſten Fuß gefaßt und über ein halbes Jahrhundert gewurzelt hat, plötz-lich zu verlaſſen zwänge.

Alle Schlüſſe, Beobachtungen, Lehren, Meinungen, Glaubensartikel haben in ſeinen Augen nur Werth, inſofern ſie ſich an dieſes von ihm ſo glücklich eroberte Reich anknüpfen. Der blaue Horizont, der dieſes Reich begrenzt, den ſich der Menſch ſo lieblich bemalt, kümmert ihn wenig. Er flieht ihn ſogar, weil er aus Erfahrung weiß, daß dort die Hirngeſpinſte wohnen und alle Phantome eines dunkeln Aberglaubens, den er haßt, ihren Sitz haben.

Das Mögliche, Gutes und Böſes, wie es im Reiche der Erfahrung nach allen Richtungen geleiſtet wird, läßt er, mit großer Duldung, ja Anerkennung, gewähren. Ängſtlich angelernt iſt ihm ſelbſt die Tugend zuwider, und faſt möchte ich behaupten, daß ein halbweg tüchtiger Charakter, ſobald ihm nur irgend eine wahrhafte Naturanlage zur Baſis dient, ſich, in ſeinen Augen, einer größern Nachſicht erfreuen kann, als ein Weſen, das in keinem Momente ſeines Lebens wahr iſt, das ſich ſelbſt überall auf das Unliebſichſte zwingt und eben dadurch Andern im Umgange einen unerfreulichen Zwang auflegt. „O," ſeufzte er bei ſolchen Gelegenheiten, „wenn ſie doch nur das Herz hätten, einen einzigen dummen Streich zu machen,

ſo wäre die Sache abgethan und ſie würden doch wenigſtens, frei von Heuchelei und Verſtellung, ihrem eignen, natürlichen Boden wiedergegeben! Wo das geſchieht, darf man doch alle Mal für die Keime des Guten, die man der Natur anvertraut, einer fröhlichen Hoffnung Raum geben; auf dem Grunde aber, wo ſie jetzt ſtehen, wächſt gar nichts!" — „Süße Puppe!" war in ſolchen Fällen ſein Lieblingswort; ſo wie der Ausdruck: „Es iſt eine Natur!" in Goethe's Munde für ein bedeutſames Lob galt.

Mit Unterſuchungen über Zeit, Raum, Geiſt, Materie, Gott, Unſterblichkeit mochte ſich Goethe nur wenig befaſſen. Nicht etwa, daß er höhere Weſen, als wir ſind, ableugnete. Keinesweges; nur blieben ſie ihm fremd, weil ſie außer dem Reiche aller Erfahrung liegen, das ihn, ſeiner Maxime getreu, ganz ausſchließend anzog und beſchäftigte. Die Flucht des Überſinnlichen war mit ihm geboren; und wer unter uns iſt ſo kühn, daß er Grenzſtreitigkeiten mit der Natur anzetteln wollte? Wäre Goethe ein Leibnitz, ein Kant geweſen, ſo hätten wir freilich ſtatt der „Iphigenie" und des „Fauſt" eine ſinnreiche Metaphyſik erhalten; jetzt aber, da er eben Goethe geworden iſt, ſoll-

ten wir ihm auch billig, und zwar in allen Stücken, erlauben, Goethe zu seyn und zu bleiben. Wie er selbst einmal im Gespräche mit mir sehr schön bemerkte, „in der Reihe so mannichfaltiger Producte, wodurch die schaffenden Kräfte der Natur sichtbar würden, sei der Mensch gleichsam das erste Gespräch, das die Natur mit Gott halte", ebenso könnte man von ihm selbst sagen, daß bei seinem eigensinnigen Beharren im Reiche der Erfahrung er gleichsam das letzte Product der plastischen Natur darstelle, das mit ihren Geheimnissen zugleich die zwei Richtungen ausplaudere, die von Ewigkeit in ihr verborgen liegen, und die trotz allen scheinbaren Gegensätzen doch erst beide zusammengenommen die eine wahrhafte, ganze und vollständige Welt und Natur ausmachen; eine Ansicht der Dinge, die keinen verwerflichen Beitrag zur Definition Dessen, was wir Genie in der Natur nennen, abgeben dürfte. Denn sowie das Genie von dem Augenblicke an, wo es sich von der Natur lossagt, auf die unerfreulichsten Abwege geräth und nicht selten den Hirngespinnsten und Traumgeburten zu verfallen pflegt, ebenso theilt es mit der Natur jene beiden großen Richtungen: die eine in das stille Reich

der Sitte und des Geſetzes, wo es alsdann in lieblicher Ruhe und Selbſtbeſchauung eine unabſehbare Reihe ſtiller Bildungen ausprägt; die zweite dagegen in die gewaltſame Bewegung des Sturmwindes, der Blitze und des Erdbebens, womit die Mutter aller Dinge jene etwanigen Gegenſätze, die ſich in ihr vorfinden, dem Anſcheine nach völlig regellos, im Grunde aber doch wol geſetzmäßig ſchnell beſeitigt und ſo Zerſtörung aus Leben und Leben aus Zerſtörung ſchafft.

Goethe zumuthen, daß er ſich in ſeinen Betrachtungen einer von dieſen Richtungen ganz einſeitig ergeben ſoll, heißt im Grunde nichts Geringeres, als von ihm verlangen, daß er aufhören ſollte, Goethe zu ſeyn, was er freilich nicht anders, als dadurch bewerkſtelligen könnte, daß er aufhörte die Geſetze der Natur ſeinerſeits als einzig gültige Richtſchnur für ſich und Seinesgleichen anzuerkennen. Wenn man daher dieſem großen und anmuthigen Genius zuweilen das Gefühl für das Sittliche abgeſprochen hat, ſo hat man ihn nach fremdem Maasſtabe gemeſſen und nicht bedacht, daß er es nicht lieben konnte, aus der Sittlichkeit eine Art von Gewerbe zu machen. Ihm war auch hier alles nicht Urſprüngliche, alles Angelernte

zuwider, wie jede angelernte Erhebung der Seele, angelernte Philoſophie, eingelerntes Gebet u. ſ. w., dergeſtalt, daß er nicht ſelten, wenn er ganz unbefangen dieſe Abneigung gegen flächere Gemüther ausſprach, ſich den größten Misverſtändniſſen ausſetzte. Wir werden aber in der Folge ſehen, wie tief, richtig, wahrhaft und mild, ja hingegeben er jede Richtung einer ſittlichen Natur erfaßte, wenn er z. B. über Ludwig, König von Holland, und deſſen Bruder Napoleon urtheilte. Wenn aber ein Geſetz der engliſchen Verfaſſung, welches dahin lautet, daß Pairs jederzeit nur von Pairs gerichtet werden können, auch auf Gegenſtände der Geiſterwelt übertragbar iſt, ſo dürfte eine ſolche Anerkennung des wahrhaft Eigenthümlichen und Großen durch einen großen Zeitgenoſſen gar manches einſeitige Urtheil beſchämen und verwirren und ſomit bewahrheiten, was im „Taſſo" geſagt wird:

— wo du das Genie erblickſt,
Erblickſt du auch zugleich die Marterkrone.

III.

Goethe's Anſicht der Natur.

Treu der Natur hingegeben, wie Goethe war, liebte er es auch, mit geheimnißvollen Einleitungen und Andeutungen über ihr Wirken und ihre Producte zu ſprechen. So führte er mich einſt zu ſeiner Naturalienſammlung und ſagte ſodann, indem er mir ein Stück Granit in die Hand gab, das ſich durch höchſt ſeltſame Übergänge auszeichnete: „Da nehmen Sie den alten Stein zum Andenken von mir! Wenn ich je ein älteres Geſetz in der Natur auffinde, als das iſt, welches ſich in dieſem Producte darlegt, ſo will ich Ihnen auch ein Exemplar davon verehren und dieſes hier zurücknehmen. Bis jetzt kenne ich keins; bezweifle auch ſehr, daß mir je etwas Ähnliches, geſchweige denn etwas Beſſeres

von dieſer Art zu Geſichte kommen wird. Betrachten Sie mir ja fleißig dieſe Übergänge, worauf am Ende alles in der Natur ankommt! Etwas, wie Sie ſehen, iſt da, was einander aufſucht, durchdringt und, wenn es Eins iſt, wieder einem Dritten die Entſtehung gibt. Glauben Sie nur, hier iſt ein Stück von der älteſten Urkunde des Menſchengeſchlechts. Den Zuſammenhang aber müſſen Sie ſelbſt entdecken. Wer es nicht findet, dem hilft es auch nichts, wenn man es ihm ſagt. Unſere Naturforſcher lieben ein wenig das Ausführliche. Sie zählen uns den ganzen Beſtand der Welt in lauter beſondern Theilen zu und haben glücklich für jeden beſondern Theil auch einen beſondern Namen. Das iſt Thonerde! Das iſt Kieſelerde! Das iſt dies, und das iſt das! Was bin ich nun aber dadurch gebeſſert, wenn ich auch alle dieſe Benennungen innehabe? Mir fällt immer, wenn ich dergleichen höre, die alte Lesart aus Fauſt ein:

Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Bohrt ſich ſelber Eſel und weiß nicht wie!

Was helfen mir denn die Theile? was ihre Namen? Wiſſen will ich, was jeden einzelnen Theil im Uni-

versum so hoch begeistigt *), daß er den andern aufsucht, ihm entweder dient oder ihn beherrscht, je nachdem das allen ein- und aufgeborene Vernunftgesetz in einem höhern oder geringern Grade den zu dieser, jenen zu jener Rolle befähigt. Aber gerade in diesen Punkten herrscht überall das tiefste Stillschweigen."

„Es ist Alles," sagte er ein ander Mal, am 29. Februar 1809, in demselben Sinne, „in den Wissenschaften zu weitschichtig geworden. Auf unsern Cathedern werden die einzelnen Fächer planmäßig zu halbjährigen Vorlesungen mit Gewalt auseinandergezogen. Die Reihe von wirklichen Erfindungen ist gering, besonders, wenn man sie durch ein paar Jahrhunderte im Zusammenhange betrachtet. Das Meiste, was getrieben wird, ist doch nur Wiederholung von Dem, was dieser oder jener berühmte Vorgänger gesagt hat. Von einem selbständigen Wissen

*) Man vergleiche das von Goethe mit mir bei Gelegenheit von Wieland's Tode gehaltene Gespräch und besonders Das, was er dort über die Monaden, oder die letzten einfachsten Bestandtheile aller Wesen in der Natur, so lehrreich auseinandersetzt.

iſt kaum die Rede. Man treibt die jungen Leute herdenweiſe in Stuben und Hörſäle zuſammen und ſpeiſt ſie in Ermangelung wirklicher Gegenſtände mit Citaten und Worten ab. Die Anſchauung, die oft dem Lehrer ſelbſt fehlt, mögen ſich die Schüler hinterdrein verſchaffen! Es gehört eben nicht viel dazu, um einzuſehen, daß dies ein völlig verfehlter Weg iſt. Beſitzt nun der Profeſſor vollends gar einen gelehrten Apparat, ſo wird es dadurch nicht beſſer, ſondern nur noch ſchlimmer. Des Dünkels iſt nun gar kein Ende. Jeder Färber an ſeinem Keſſel, jeder Apotheker an ſeinem Deſtillirkolben muß ſich ſofort des Breitern von ihm belehren laſſen. Die armen Teufel von Praktikern, ich kann nicht ſagen, wie ſie mich dauern, daß ſie in ſolche Hände gefallen ſind! Da ſaß ehemals ſo ein alter Färber in Heilbronn, der war klüger als ſie Alle! Dafür haben ſie ihn aber auch tüchtig ausgelacht. Was gäbe ich darum, wenn der alte Meiſter noch in der Welt wäre, die er, aber die ihn nicht erkannte, und meine Farbenlehre erlebt hätte. Dem hatte ſein Keſſel geholfen. Der wußte, worauf es ankam."

„Wenn ich die Summe von dem Wiſſenswerthen

in ſo mancher Wiſſenſchaft, mit der ich mich mein ganzes Leben hindurch beſchäftigt habe, aufſchreiben wollte, das Manuſcript würde ſo klein ausfallen, daß Sie es in einem Briefcouvert nach Hauſe tragen könnten. Es herrſcht bei uns der Gebrauch, daß man die Wiſſenſchaften entweder ums Brot verbauern läßt, oder ſie auf den Cathedern förmlich zerſetzt, ſodaß uns Deutſchen nur zwiſchen einer ſeichten Popularphiloſophie und einem unverſtändlichen Gallimathias transſcendentaler Redensarten gleichſam die Wahl gelaſſen iſt. Das Capitel von der Elektricität iſt noch das, was in neuerer Zeit nach meinem Sinne am vorzüglichſten bearbeitet iſt."

„Die „Elemente" des Euklides ſtehen noch immer als ein unübertroffenes Muſter eines guten Lehrvortrages da; ſie zeigen uns in der größten Einfachheit und nothwendigen Abſtufung ihrer Probleme, wie Eingang und Zutritt zu allen Wiſſenſchaften beſchaffen ſeyn ſollten."

„Wie ungeheure Summen haben nicht die Fabrikherren blos durch falſche Anſichten in der Chemie verloren! Selbſt die techniſchen Künſte ſind beiweitem nicht, wie ſie ſollten, vorgerückt. Dieſe Bücher- und

Stubengelehrſamkeit, dies Klugwerden und Klugmachen aus nachgeſchriebenen Heften iſt auch die alleinige Urſache, daß die Zahl der wahrhaft nützlichen Entdeckungen durch alle Jahrhunderte ſo gering iſt. Wahrlich, wenn heute, wo wir den 29. Februar 1809 ſchreiben, der altehrwürdige engliſche Mönch Baco — mit dem Kanzler Verulam keineswegs zu verwechſeln —, nachdem ſo manche Jahrhunderte hinter ſeinen wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen abgelaufen ſind, von den Todten zurück zu mir in mein Studirzimmer käme und mich höflich erſuchte, ihn mit den Entdeckungen, die ſeitdem in Künſten und Wiſſenſchaften erfolgt, bekannt zu machen — ich würde mit einiger Beſchämung vor ihm daſtehen und im Grunde nicht ſo recht wiſſen, was ich dem guten Alten antworten ſollte. Fiele es mir etwa ein, ihm ein Sonnenmikroſkop vorzulegen, ſo würde er mir bald mit einer Stelle in ſeinen Schriften dienen, wo er dieſer Erfindung nicht blos ahnend vorgriff, ſondern derſelben auch durch wahrhaft praktiſche Winke den Weg bahnte. Führte uns unſer Geſpräch auf die Entdeckung der Uhren, ſo würde er vielleicht, wenn ich ihm eine vorzeigte, gelaſſen fortfahren: Es iſt das Rechte! Es

kommt mir indeß nicht unerwartet. Ich habe es ebenfalls vorausgesehen. Von der Möglichkeit solcher Maschinen könnt ihr Seite 504 in meinen Schriften das Nöthige nachlesen, wo ich sie ebenfalls, wie das Sonnenmikroskop und die Camera obscura, ausführlicher behandelt habe. Zuletzt, nach völliger Durchmusterung aller neuer Erfindungen, müßte ich vielleicht erwarten, daß sich der tiefsinnige Klosterbruder mit folgenden Worten von mir verabschiedete: Besonderes ist es eben nicht, was ihr da im Laufe so vieler Jahrhunderte geleistet habt. Rührt Euch besser! Ich will mich nun wieder schlafen legen und nach vier Jahrhunderten wiederkommen und zusehen, ob auch ihr schlaft, oder ob ihr in diesem oder jenem Stücke weiter fortgeschritten seid! — Bei uns Deutschen," setzte Goethe hinzu, „geht Alles fein langsam von Statten. Als ich vor nunmehr zwanzig Jahren die erste Idee von der Metamorphose der Pflanzen aufstellte, wußte man bei Beurtheilung dieser Schrift nichts weiter als die einfache Behandlung im Vortrag eines wissenschaftlichen Gegenstandes herauszuheben, die jungen Leuten allenfalls zum Muster dienen könne. Von der Gültigkeit eines Grundgesetzes, auf dessen

Entwickelung doch hier eben Alles ankam, und das, im Fall es sich bewährte, durch die ganze Natur die mannichfaltigste Anwendung erlaubte, vernahm ich kein Wort. Das macht, es stand nichts davon im Linnée, den sie ausschreiben und sodann ihren Schülern vortragen. Man sieht aus Allem, der Mensch ist zum Glauben und nicht zum Schauen gemacht. Wie lange wird es dauern, so werden sie auch an mich glauben und mir dies und jenes nachsprechen! Ich wollte aber lieber, sie behaupteten ihr Recht und öffneten die Augen selbst, damit sie sähen, was vor ihnen liegt; so aber schelten sie nur auf Alles, was bessere Augen hat als sie, und nehmen es sogar übel, wenn man sie in ihren Cathederansichten der Blödsichtigkeit beschuldigt. Vor der Farbenlehre, die mit der Metamorphose der Pflanzen auf einem und demselben Principe beruht, gilt dieses eben auch. Sie werden sich aber die Resultate derselben auch schon aneignen; man muß ihnen nur Zeit lassen, und besonders es nicht übel nehmen, wenn sie Einen, wie es mir jetzt in der Metamorphose de Pflanzen häufig genug begegnet, ohne zu nennen, ausschreiben und fremdes Eigenthum für das ihre aus-

geben. Was den Mönch Baco betrifft, ſo darf uns dieſe außerordentliche Erſcheinung nicht Wunder nehmen. Wir wiſſen ja, daß ſich in England ſehr früh große Keime von Civiliſation zeigten. Die Eroberung dieſer Inſel durch die Römer möchte wol dazu den erſten Grund gelegt haben. Dergleichen verwiſcht ſich doch nicht ſo leicht, wie man wol glaubt. Späterhin machte auch das Chriſtenthum ebenfalls daſelbſt, und das ſchon frühe, die bedeutendſten Fortſchritte. Der heilige Bonifacius iſt nicht nur mit einem Evangelienbuche, ſondern auch mit dem Winkelmaß in der Hand, und von allen Baukünſten begleitet, von dort her zu uns herüber nach Thüringen gekommen. Baco lebte zu einer Zeit, wo der Bürgerſtand durch die Magna charta bereits große Vorrechte in England erlangt hatte. Die erlangte Freiheit der Meere, die Jury oder die Geſchwornengerichte vollendeten dieſen heitern Anfang. Es war faſt unmöglich, daß bei ſo günſtigen Umſtänden die Wiſſenſchaften zurückbleiben und nicht auch einen freien Aufſchwung nehmen ſollten. Im Baco nahmen ſie denſelben wirklich. Dieſer ſinnige Mönch, ebenſoweit vom Aberglauben, als vom Unglauben entfernt, hat Alles in der Idee, nur nicht in

der Wirklichkeit gehabt. Die ganze Magie der Natur iſt ihm, im ſchönſten Sinne des Worts, aufgegangen. Er ſah Alles, was kommen mußte, die Sonnenmikroſkope, die Uhren, die Camera obscura, die Projectionen des Schattens; kurz, aus der Erſcheinung des einzigen Mannes konnte man abnehmen, was für Fortſchritte das Volk, zu dem er gehörte, im Gebiete der Erfindungen, Künſte und Wiſſenſchaften zu machen berufen war. Strebt aber nur immer weiter fort," fügte Goethe begeiſtert hinzu, „junges deutſches Volk, und werdet nicht müde, es auf dem Wege, wo wir es angefangen haben, glücklich fortzuſetzen! Ergebt euch dabei keiner Manier, keinem einſeitigen Weſen irgend einer Art, unter welchen Namen es auch unter euch auftrete! Wißt, verfälſcht iſt Alles, was uns von der Natur trennt; der Weg der Natur aber iſt derſelbe, auf dem ihr Baco, Homer und Shakſpeare nothwendig begegnen müßt. Es iſt überall noch viel zu thun! Seht nur mit eignen Augen und hört mit eignen Ohren! Übrigens laßt es euch nicht kümmern, wenn ſie euch anfeinden! Auch uns

iſt es, weil wir lebten, nicht beſſer gegangen. In der Mitte von Thüringen, auf dem feſten Lande haben wir unſer Schiff gezimmert; nun ſind die Fluten gekommen und haben es von dannen getragen. Noch jetzt wird Mancher, der die flache Gegend kennt, worin wir uns bewegten, nicht glauben, daß die Fluten wirklich den Berg hinan geſtiegen ſind; und doch ſind ſie da. Verſchmäht auch nie, in euer Streben die Einwirkung von gleichgeſtimmten Freunden aufzunehmen, ſowie ich euch auf der andern Seite angelegentlich rathe, ebenfalls nach meinem Beiſpiele, keine Stunde mit Menſchen zu verlieren, zu denen ihr nicht gehört oder die nicht zu euch gehören; denn ſolches fördert wenig, kann uns aber im Leben gar manches Ärgerniß zufügen, und am Ende iſt denn doch Alles vergeblich geweſen. Im erſten Bande von „Herder's Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit" ſind viele Ideen, die mir gehören, beſonders im Anfange. Dieſe Gegenſtände wurden von uns damals gemeinſchaftlich durchſprochen. Dazu kam, daß ich mich zu ſinnlichen Betrachtungen der Natur geneigter fühlte, als Herder, der immer ſchnell am Ziele ſeyn wollte und die Idee ergriff, wo ich kaum noch einigermaßen mit

der Anschauung zu Stande war, wiewol wir gerade durch diese wechselseitige Aufregung uns gegenseitig förderten."

Ein ander Mal, es war im Sommer 1809, wo ich Goethe Nachmittags besuchte, fand ich ihn bei milder Witterung wieder in seinem Garten sitzend. Katz, der Landschaftsmaler, den Goethe ausnehmend schätzte, war soeben da gewesen. Er saß vor einem kleinen Gartentische; vor ihm auf demselben stand ein langgehalstes Zuckerglas, worin sich eine kleine, lebendige Schlange munter bewegte, die er mit einem Federkiele fütterte und täglich Betrachtungen über sie anstellte. Er behauptete, daß sie ihn bereits kenne und mit dem Kopfe näher zum Rande des Glases komme, sobald sie seiner ansichtig werde. „Die herrlich verständigen Augen!" fuhr er fort. „Mit diesem Kopfe ist freilich Manches unterwegs, aber, weil es das unbeholfene Ringeln des Körpers nun einmal nicht zuläßt, wenig genug angekommen. Hände und Füße ist die Natur diesem länglich ineinandergeschobenen Organismus schuldig geblieben, wiewol dieser Kopf und diese Augen beides wohl verdient hätten; wie sie denn überhaupt Manches schuldig bleibt, was

ſie für den Augenblick fallen läßt, aber ſpäterhin doch wieder unter günſtigern Umſtänden aufnimmt. Das Skelet von manchem Seethiere zeigt uns deutlich, daß ſie ſchon damals, als ſie daſſelbe verfaßte, mit dem Gedanken einer höhern Gattung von Landthieren umging. Gar oft muß ſie in einem hinderlichen Elemente ſich mit einem Fiſchſchwanze abfinden, wo ſie gern ein paar Hinterfüße in den Kauf gegeben hätte; ja, wo man ſogar die Anſätze dazu bereits im Skelet bemerkt hat."

Neben dem Glaſe mit der Schlange lagen einige Cocons von eingeſponnenen Raupen, deren Durchbruch Goethe nächſtens erwartete. Es zeigte ſich in ihnen eine der Hand fühlbare, beſondere Regſamkeit. Goethe nahm ſie vom Tiſche, betrachtete ſie noch einmal ſcharf und aufmerkſam und ſagte ſodann zu ſeinem Knaben: „Trage ſie herein; heute kommen ſie ſchwerlich! Die Tageszeit iſt zu weit vorgerückt!" Es war Nachmittag um 4 Uhr. In dieſen Augenblicken kam auch Frau v. Goethe in den Garten hereingetreten. Goethe nahm dem Knaben die Cocons aus der Hand und legte ſie wieder auf den Tiſch. „Wie herrlich der Feigenbaum in Blüten und Laub

ſteht!" rief Frau v. Goethe uns ſchon von Weitem zu, indem ſie durch den Mittelgang des Gartens auf uns zukam. Nachdem ſie mich darauf begrüßt und meinen Gegengruß empfangen hatte, fragte ſie mich gleich, ob ich auch wol den ſchönen Feigenbaum ſchon in der Nähe geſehen und bewundert hätte. „Wir wollen ja nicht vergeſſen," ſo richtete ſie in dem nämlichen Augenblicke an Goethe ſelber das Wort, „ihn dieſen Winter einlegen zu laſſen!" Goethe lächelte und ſagte zu mir: „Laſſen Sie ſich ja, und das auf der Stelle, den Feigenbaum zeigen, ſonſt haben wir den ganzen Abend keine Ruhe! Er iſt aber auch wirklich ſehenswerth, und verdient, daß man ihn prächtig hält und mit aller Vorſicht behandelt." „Wie heißt doch die ausländiſche Pflanze," fing Frau v. Goethe wieder an, „die uns neulich ein Mann von Jena herüberbrachte?" „Etwa die große Nieswurz?" „Recht! Sie kommt ebenfalls trefflich fort." „Das freut mich! Am Ende können wir noch ein zweites Anticyra hieſiges Ortes anlegen!" „Da ſeh' ich, liegen auch die Cocons. Haben Sie noch immer nichts bemerkt?" „Ich hatte ſie für Dich zurückgelegt. Ich bitt' euch," indem er ſie aufs Neue

in die Hand nahm und an sein Ohr hielt, „wie das klopft, wie das hüpft und ins Leben hinauswill! Wundervoll möcht' ich sie nennen, diese Übergänge der Natur, wenn nicht das Wunderbare in der Natur eben das Allgewöhnliche wäre. Übrigens wollen wir auch unserm Freunde hier dies Schauspiel nicht vorenthalten. Morgen oder übermorgen kann es seyn, daß der Vogel da ist, und zwar ein so schöner und anmuthiger, wie Ihr wol selten gesehen habt. Ich kenne die Raupe und bescheide Euch morgen Nachmittag um dieselbe Stunde in den Garten hieher, wenn Ihr etwas sehen wollt, was noch merkwürdiger ist als das Allermerkwürdigste, was Kotzebue in seinem merkwürdigsten Lebensjahre auf seiner weiten Reise bis Tobolsk irgend gesehen hat. Indeß laßt uns die Schachtel hier, worin sich unsere noch unbekannte, schöne Sylphide befindet und sich aufs prächtigste zu Morgen anlegt, in irgend ein sonniges Fenster des Gartenhauses stellen! So! Hier stehst du, gutes, artiges Kind! Niemand wird dich in diesem Winkel daran hindern, deine Toilette fertig zu machen!" „Aber wie möchte ich nur," hub Frau v. Goethe wieder aufs Neue an, indem sie einen Sei-

tenblick auf die Schlange richtete, „ein ſo garſtiges Ding um mich leiden wie dieſes, oder es gar mit eignen Händen groß füttern? Es iſt ein ſo unangenehmes Thier. Mir graut jedes Mal, wenn ich es nur anſehe.“ „Schweig Du!“ gab ihr Goethe zur Antwort, wiewol er, von Natur ruhig, dieſe muntere Lebendigkeit nicht ungern in ſeiner Umgebung hatte; „ja,“ indem er das Geſpräch zur mir herübertrug, „wenn die Schlange ihr nur den Gefallen erzeugte, ſich einzuſpinnen und ein ſchöner Sommervogel zu werden, da würde von dem greullichen Weſen gleich nicht weiter die Rede ſeyn. Aber, liebes Kind, wir können nicht alle Sommervögel und nicht alle mit Blüten und Früchten geſchmückte Feigenbäume ſeyn. Arme Schlange! Sie vernachläſſigen dich! Sie ſollten ſich deiner beſſer annehmen! Wie ſie mich anſieht! Wie ſie den Kopf emporſtreckt! Iſt es nicht, als ob ſie merkte, daß ich Gutes von ihr mit Euch ſpreche! Armes Ding! Wie das drinnen ſteckt und nicht herauskann, ſo gern es auch wollte! Ich meine zwiefach, einmal im Zuckerglas und ſodann in dem Hauptfutteral, das ihr die Natur gab.“ Als er dies geſagt, fing er an, ſeinen Reisſtift und das Zeichen-

papier, worauf er bisher einzelne Striche zu einer phantaſtiſchen Landſchaft zuſammengezogen hatte, ohne ſich dadurch beim Sprechen im geringſten irre machen zu laſſen, ebenfalls bei Seite zu legen. Der Bediente brachte Waſſer, und indem er die Hände wuſch, ſagte er: „Um noch ein Mal auf Maler Katz zurückzukommen, dem Sie bei Ihrem Eintritte begegnet haben müſſen, ſo iſt er mir eine recht angenehme, ja liebliche Erſcheinung. Er macht es hier in Weimar gerade ſo, wie er es in der Villa Borgheſe machte. So oft ich ihn nun ſehe, iſt es mir, als ob er ein Stück von dem ſeligen far niente des römiſchen Kunſthimmels in meine Geſellſchaft mitbrächte! Ich will mir doch noch, weil er da iſt, ein kleines Stammbuch aus meinen Zeichnungen anordnen. Wir ſprechen überhaupt viel zu viel. Wir ſollten weniger ſprechen und mehr zeichnen. Ich meinerſeits möchte mir das Reden ganz abgewöhnen und wie die bildende Natur in lauter Zeichnungen fortſprechen. Jener Feigenbaum, dieſe kleine Schlange, der Cocon, der dort vor dem Fenſter liegt und ſeine Zukunft ruhig erwartet, alles das ſind inhaltſchwere Signaturen; ja, wer nur ihre Bedeutung recht zu entziffern ver-

möchte, der würde alles Geſchriebenen und alles Geſprochenen bald zu entbehren im Stande ſeyn! Je mehr ich darüber nachdenke, es iſt etwas ſo Unnützes, ſo Müßiges, ich möchte faſt ſagen Geckenhaftes im Reden, daß man vor dem ſtillen Ernſte der Natur und ihrem Schweigen erſchrickt, ſobald man ſich ihr vor einer einſamem Felſenwand oder in der Einöde eines alten Berges geſammelt entgegenſtellt!"

„Ich habe hier eine Menge Blumen- und Pflanzengewächſe," indem er auf ſeine phantaſtiſche Zeichnung wies, „wunderlich genug auf dem Papiere zuſammengebracht. Dieſe Geſpenſter könnten noch toller, noch phantaſtiſcher ſeyn, ſo iſt es doch die Frage, ob ſie nicht auch irgendwo ſo vorhanden ſind."

„Die Seele muſicirt, indem ſie zeichnet, ein Stück von ihrem innerſten Weſen heraus, und eigentlich ſind es die höchſten Geheimniſſe der Schöpfung, die, was ihre Grundanlagen betrifft, gänzlich auf Zeichnen und Plaſtik beruht, welche ſie dadurch ausplaudert. Die Combinationen in dieſem Felde ſind ſo unendlich, daß ſelbſt der Humor darin eine Stelle gefunden hat. Ich will nur die Schmarotzerpflanzen nehmen; wie viel Phantaſtiſches, Poſſenhaftes, Vogelmäßiges iſt

nicht allein in den flüchtigen Schriftzügen derſelben enthalten! Wie Schmetterlinge ſetzt ſich ihr fliegender Same an dieſen oder jenen Baum an und zehrt an ihm, bis das Gewächs groß wird. So in die Rinde eingeſäet, eingewachſen finden wir den ſogenannten viscus, woraus Vogelleim bereitet wird, zunächſt als Geſträuch am Birnbaum. Hier, nicht zufrieden damit, daß er ſich als Gaſt um denſelben herumſchlingt, muß ihm der Birnbaum ſogar ſein Holz machen."

„Das Moos auf den Bäumen, das auch nur paraſitiſch daſitzt, gehört ebendahin. Ich beſitze ſehr ſchöne Präparate über dieſe Geſchlechter, die nichts für ſich in der Natur unternehmen, ſondern ſich in allen Stücken nur auf bereits Vorhandenes einlaſſen. Ich will ſie Ihnen bei Gelegenheit vorzeigen. Sie mögen mich daran erinnern. Das Würzhafte gewiſſer Stauden, die auch zu den Paraſiten gehören, läßt ſich aus der Steigerung der Säfte recht gut erklären, da dieſelben nicht nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur mit einem roh irdiſchen, ſondern mit einem bereits gebildeten Stoffe ihren erſten Anfang machen."

„Kein Apfel wächst mitten am Stamme, wo Alles rauh und holzig ist. Es gehört schon eine lange Reihe von Jahren und die sorgsamste Vorbereitung dazu, so ein Apfelgewächs in einen tragbaren, weinichten Baum zu verwandeln, der allererst Blüten und sodann auch Früchte hervortreibt. Jeder Apfel ist eine kugelförmige, compacte Masse und fordert als solche beides, eine große Concentration, und auch zugleich eine außerordentliche Veredelung und Verfeinerung der Säfte, die ihm von allen Seiten zufließen. Man denke sich die Natur, wie sie gleichsam vor einem Spieltische steht und unaufhörlich au double! ruft, d. h. mit dem bereits Gewonnenen durch alle Reiche ihres Wirkens glücklich, ja bis ins Unendliche wieder fortspielt. Stein, Thier, Pflanze, Alles wird nach einigen solchen Glückswürfen beständig von Neuem wieder aufgesetzt, und wer weiß, ob nicht auch der ganze Mensch wieder nur ein Wurf nach einem höhern Ziele ist?“

Während dieser angenehmen Unterhaltung war der Abend herbeigekommen, und weil es im Garten zu kühl wurde, gingen wir herauf in die Wohnzimmer. Späterhin standen wir an einem Fenster. Der Him-

mel war mit Sternen beſät. Die durch die freiere Gartenumgebung angeklungenen Saiten in Goethe's Seele zitterten noch immer fort und konnten auch zu Abend nicht aus ihren Schwingungen kommen. „Es iſt Alles ſo ungeheuer," ſagte er zu mir, „daß an kein Aufhören von irgend einer Seite zu denken iſt. Oder meinen Sie nur, daß ſelbſt die Sonne, die doch Alles erſchafft, ſchon mit der Schöpfung ihres eignen Planetenſyſtems völlig zu Rande wäre, und daß ſonach die Erden und Monde bildende Kraft in ihr entweder ausgegangen ſei, oder doch unthätig und völlig nutzlos daliege? Ich glaube dies keineswegs. Mir iſt es ſogar höchſt wahrſcheinlich, daß hinter Mercur, der an ſich ſchon klein genug ausgefallen iſt, einſt noch ein kleinerer Stern als dieſer zum Vorſchein kommen wird. Man ſieht freilich ſchon aus der Stellung der Planeten, daß die Projectionskraft der Sonne merklich abnimmt, weil die größten Maſſen im Syſteme auch die größte Entfernung einnehmen. Eben auf dieſem Wege aber kann es, fortgeſchloſſen, dahin kommen, daß wegen Schwächung der Projectionskraft irgend ein verſuchter Planetenwurf irgend ein Mal verunglücke. Kann die Sonne

ſodann den jungen Planeten nicht wie die vorigen gehörig von ſich abſondern und ausſtoßen, ſo wird ſich vielleicht, wie beim Saturn, ein Ring um ſie legen, der uns armen Erdenbewohnern, weil er aus irdiſchen Beſtandtheilen zuſammengeſetzt iſt, ein böſes Spiel machen dürfte. Und nicht nur für uns, ſondern auch für alle übrigen Planeten unſeres Syſtems würde die Schattennähe eines ſolchen Ringes wenig Erfreuliches bewirken. Die milden Einflüſſe von Licht und Wärme müßten natürlich dadurch verringert werden, und alle Organiſationen, deren Entwickelung ihr Werk iſt, die einen mehr, die andern weniger ſich dadurch gehemmt fühlen."

„Nach dieſer Betrachtung könnten die Sonnenflecke allerdings einige Unruhe für die Zukunft erwecken. So viel iſt gewiß, daß wenigſtens in dem ganzen uns bekannt gewordenen Bildungshergang und Geſetz unſers Planeten nichts enthalten iſt, was der Formation eines Sonnenringes entgegenſtände, wiewol ſich freilich für eine ſolche Entwickelung keine Zeit angeben läßt."

Als ich Nachmittags um 3 Uhr zu Goethe kam, fand ich ihn ernſt und nachdenklich. Er beſchäftigte ſich eben mit Sortirung ſeiner Münzſammlung.

Ein treuer Beobachter der Natur, wie Goethe überall iſt, macht es ihm keine geringe Freude, wenn er unter ſeinen Münzen auf ein Geſicht ſtößt, deſſen Züge dem Inhalte einzelner Handlungen, wie ſie uns die Geſchichte von dieſen oder jenen Perſonen meldet, gleichſam zur Auslegung dienen.

Bei ſeiner Naturalienſammlung ging er ebenſo zu Werke. Wie er die Natur gleichſam auf der That ertappen möchte, auf dieſen Punkt waren von jeher alle ſeine Betrachtungen, alle ſeine Beſchauungen derſelben gerichtet. Der kleinſte Gegenſtand konnte ihm von dieſer Seite merkwürdig werden. Vollends organiſche Ueberbleibſel aus einer zum Theil untergegangenen Vorwelt!

Wer ſich bei ihm für immer empfehlen wollte, brauchte ihm nur eins dergleichen von ſeinen Reiſen mitzubringen. Die Pratze eines Seebären oder Bibers, der Zahn eines Löwen, das ſeltſam geringelte Horn einer Gemſe, eines Steinbocks, oder irgend einer andern, von dem jetzigen Zuſtande zum Theil oder ganz abweichenden Bildung konnte ihn Tage, ja Wochen lang durch wiederholte Betrachtung glückſelig machen. Es war nicht anders in dem Augenblicke,

wo er eines ſolchen Schatzes theilhaftig wurde, als ob er einen Brief von einem Freunde aus einem ganz entfernten Welttheile erhalten hätte; er eilte ſodann in der Freude ſeines Herzens, mit der größten Liebenswürdigkeit den Inhalt deſſelben, auf den er ſich trefflich verſtand, auch Andern mitzutheilen. Zugleich ſtellte er den Grundſatz auf: daß die Natur gelegentlich, und gleichſam wider Willen, Manches von ihren Geheimniſſen ausplaudere. Geſagt ſei Alles irgend einmal, nur nicht auf der nämlichen Stelle, wo wir es vermutheten; wir müſſen es eben hier und da aus allen Winkeln, wo ſie es habe fallen laſſen, zuſammenſuchen. Daher das Räthſelhafte, Sibylliniſche, Unzuſammenhängende in unſerer Naturbetrachtung. Sie ſei ein Buch von dem ungeheuerſten, ſeltſamſten Inhalte, wovon man aber annehmen könne, daß gar viele Blätter deſſelben auf dem Jupiter, auf dem Uranus und andern Planeten zerſtreut umherlägen. Zu einem Ganzen zu gelangen ſei ſchwer, wo nicht völlig unmöglich. An dieſer Aufgabe müßten eben darum alle Syſteme ſcheitern.

IV.

Goethe's wiſſenſchaftliche Anſichten.

Dieſelbe folgerichtige, nur um ihrer Reichhaltigkeit und Ausdehnung im unendlichen All willen unſerer Kurz- oder Stumpfſichtigkeit entzogene Gliederung, welcher er in den Erzeugniſſen der Natur liebend und ahnend nachſpürte, ſpähte er auch in den labyrinthiſchen Tiefen und Bildungen der Geiſterwelt aus, und ich wähle darum als Übergang zwei Anſichten Goethe's von der Fortdauer der Seele und vom Staate, um auch ſeine eigene naturgemäße Entwickelung anſchaulicher zu machen.

An Wieland's Begräbnißtage, wovon tiefer unten noch Einiges beigebracht werden muß, bemerkte ich eine ſo feierliche Stimmung in Goethe's Weſen, wie man ſie ſelten an ihm zu ſehen gewohnt iſt. Es

war etwas ſo Weiches, ich möchte faſt ſagen, Wehmüthiges in ihm, ſeine Augen glänzten häufig, ſelbſt ſein Ausdruck, ſeine Stimme waren anders als ſonſt. Dies mochte auch wol der Grund ſeyn, daß unſere Unterhaltung diesmal eine Richtung ins Überſinnliche nahm, was Goethe in der Regel, wo nicht verſchmäht, doch lieber von ſich ablehnt; völlig aus Grundſatz, wie mich dünkt, indem er, ſeinen angebornen Neigungen gemäß, ſich lieber auf die Gegenwart und die lieblichen Erſcheinungen beſchränkt, welche Kunſt und Natur in den uns zugänglichen Kreiſen dem Auge und der Betrachtung darbieten. Unſer abgeſchiedener Freund war natürlich der Hauptinhalt unſers Geſpräches. Ohne im Gange deſſelben beſonders auszuweichen, fragte ich bei irgend einem Anlaſſe, wo Goethe die Fortdauer nach dem Tode, wie etwas, das ſich von ſelbſt verſtehe, vorausſetzte: „Und was glauben Sie wol, daß Wieland's Seele in dieſen Augenblicken vornehmen möchte?" — „Nichts Kleines, nichts Unwürdiges, nichts mit der ſittlichen Größe, die er ſein ganzes Leben hindurch behauptete, Unverträgliches," war die Antwort. „Aber, um nicht misverſtanden zu werden, da ich ſelber von dieſen Din-

gen ſpreche, müßte ich wol etwas weiter ausholen. Es iſt Etwas um ein achtzig Jahre hindurch ſo würdig und ehrenvoll geführtes Leben; es iſt Etwas um die Erlangung ſo geiſtig zarter Geſinnungen, wie ſie in Wieland's Seele ſo angenehm vorherrſchten; es iſt Etwas um dieſen Fleiß, um dieſe eiſerne Beharrlichkeit und Ausdauer, worin er uns Alle miteinander übertraf!" — „Möchten Sie ihm wol einen Platz bei ſeinem Cicero anweiſen, mit dem er ſich noch bis an den Tod ſo fröhlich beſchäftigte?" — „Stört mich nicht, wenn ich dem Gange meiner Ideen eine vollſtändige und ruhige Entwickelung geben ſoll! Von Untergang ſolcher hohen Seelenkräfte kann in der Natur niemals und unter keinen Umſtänden die Rede ſeyn; ſo verſchwenderiſch behandelt ſie ihre Capitalien nie. Wieland's Seele iſt von Natur ein Schatz, ein wahres Kleinod. Dazu kommt, daß ſein langes Leben dieſe geiſtig ſchönen Anlagen nicht verringert, ſondern vergrößert hat. Noch einmal, bedenkt mir ſorgſam dieſen Umſtand! Raffael war kaum in den Dreißigen, Kepler kaum einige Vierzig, als Beide ihrem Leben plötzlich ein Ende machten, indeß Wieland —" „Wie?" fiel ich hier

Goethe mit einigem Erſtaunen ins Wort, „ſprechen Sie doch vom Sterben, als ob es ein Act von Selbſtändigkeit wäre?“ — „Das erlaube ich mir öfters,“ gab er mir zur Antwort, „und wenn es Ihnen anders gefällt, ſo will ich Ihnen darüber auch von Grund aus, weil es mir in dieſem Augenblicke erlaubt iſt, meine Gedanken ſagen.“

Ich bat ihn dringend, mir dieſelben nicht vorzuenthalten. „Sie wiſſen längſt,“ hub er an, „daß Ideen, die eines feſten Fundaments in der Sinnenwelt entbehren, bei all' ihrem übrigen Werthe für mich keine Überzeugung mit ſich führen, weil ich, der Natur gegenüber, wiſſen, nicht aber blos vermuthen und glauben will. Was nun die perſönliche Fortdauer unſerer Seele nach dem Tode betrifft, ſo iſt es damit auf meinem Wege alſo beſchaffen. Sie ſteht keineswegs mit den vieljährigen Beobachtungen, die ich über die Beſchaffenheit unſerer und aller Weſen in der Natur angeſtellt, im Widerſpruch; im Gegentheil, ſie geht ſogar aus denſelben mit neuer Beweiskraft hervor. Wie viel aber, oder wie wenig von dieſer Perſönlichkeit übrigens verdient, daß es fortdauere, iſt eine andere Frage und ein Punkt, den

wir Gott überlaſſen müſſen. Vorläufig will ich nur dieſes zuerſt bemerken: ich nehme verſchiedene Claſſen und Rangordnungen der letzten Urbeſtandtheile aller Weſen an, gleichſam der Anfangspunkte aller Erſcheinungen in der Natur, die ich Seelen nennen möchte, weil von ihnen die Beſeelung des Ganzen ausgeht, oder noch lieber Monaden — laſſen Sie uns immer dieſen leibnitziſchen Ausdruck beibehalten! Die Einfachheit des einfachſten Weſens auszudrücken, möchte es kaum einen beſſern geben. — Nun ſind einige von dieſen Monaden oder Anfangspunkten, wie uns die Erfahrung zeigt, ſo klein, ſo geringfügig, daß ſie ſich höchſtens nur zu einem untergeordneten Dienſt und Daſeyn eignen. Andere dagegen ſind gar ſtark und gewaltig. Die letzten pflegen daher Alles, was ſich ihnen naht, in ihren Kreis zu reißen und in ein ihnen Angehöriges, d. h. in einen Leib, in eine Pflanze, in ein Thier, oder noch höher herauf, in einen Stern zu verwandeln. Sie ſetzen dies ſo lange fort, bis die kleine oder große Welt, deren Intention geiſtig in ihnen liegt, auch nach Außen leiblich zum Vorſchein kommt. Nur die letzten möchte ich eigentlich Seelen nennen. Es folgt hieraus, daß es Welt-

monaden, Weltſeelen, wie Ameiſenmonaden, Ameiſenſeelen gibt, und daß Beide in ihrem Urſprunge, wo nicht völlig Eins, doch im Urweſen verwandt ſind."

„Jede Sonne, jeder Planet trägt in ſich eine höhere Intention, einen höhern Auftrag, vermöge deſſen ſeine Entwickelungen ebenſo regelmäßig und nach demſelben Geſetze, wie die Entwickelungen eines Roſenſtockes durch Blatt, Stiel und Krone, zu Stande kommen müſſen. Mögen Sie dies eine Idee oder eine Monade nennen, wie Sie wollen, ich habe auch nichts dawider; genug, daß dieſe Intention unſichtbar und früher, als die ſichtbare Entwickelung aus ihr in der Natur, vorhanden iſt. Die Larven der Mittelzuſtände, welche dieſe Idee in den Übergängen vornimmt, dürfen uns dabei nicht irre machen. Es iſt immer nur dieſelbe Metamorphoſe oder Verwandlungsfähigkeit der Natur, die aus dem Blatte eine Blume, eine Roſe, aus dem Ei eine Raupe und aus der Raupe einen Schmetterling heraufführt. Übrigens gehorchen die niedern Monaden einer höhern, weil ſie eben gehorchen müſſen, nicht aber, daß es ihnen beſonders zum Vergnügen gereichte. Es geht dieſes auch im Ganzen ſehr natürlich zu. Betrachten wir z. B. dieſe

Hand. Sie enthält Theile, welche der Hauptmonas, die ſie gleich bei ihrer Entſtehung unauflöslich an ſich zu knüpfen wußte, jeden Augenblick zu Dienſte ſtehen. Ich kann dieſes oder jenes Muſikſtück vermittelſt derſelben abſpielen; ich kann meine Finger, wie ich will, auf den Taſten eines Claviers umherfliegen laſſen. So verſchaffen ſie mir allerdings einen geiſtig ſchönen Genuß; ſie ſelbſt aber ſind taub, nur die Hauptmonas hört. Ich darf alſo vorausſetzen, daß meiner Hand oder meinen Fingern wenig oder gar nichts an meinem Clavierſpiele gelegen iſt. Das Monadenſpiel, wodurch ich mir ein Ergetzen bereite, kommt meinen Untergebenen wenig zu gute, außer, daß ich ſie vielleicht ein wenig ermüde. Wie weit beſſer ſtände es um ihr Sinnenvergnügen, könnten ſie, wozu allerdings eine Anlage in ihnen vorhanden iſt, anſtatt auf den Taſten meines Claviers müßig herumzufliegen, lieber als emſige Bienen auf den Wieſen umherſchwärmen, auf einem Baume ſitzen oder ſich an deſſen Blütenzweigen ergetzen. Der Moment des Todes, der darum auch ſehr gut eine Auflöſung heißt, iſt eben der, wo die regierende Hauptmonas alle ihre bisherigen Untergebenen ihres treuen

Dienſtes entläßt. Wie das Entſtehen, ſo betrachte ich auch das Vergehen als einen ſelbſtändigen Act dieſer, nach ihrem eigentlichen Weſen uns völlig unbekannten Hauptmonas."

„Alle Monaden aber ſind von Natur ſo unverwüſtlich, daß ſie ihre Thätigkeit im Moment der Auflöſung ſelbſt nicht einſtellen oder verlieren, ſondern noch in demſelben Augenblicke wiederfortſetzen. So ſcheiden ſie nur aus den alten Verhältniſſen, um auf der Stelle wieder neue einzugehen. Bei dieſem Wechſel kommt Alles darauf an, wie mächtig die Intention ſei, die in dieſer oder jener Monas enthalten iſt. Die Monas einer gebildeten Menſchenſeele und die eines Bibers, eines Vogels, oder eines Fiſches, das macht einen gewaltigen Unterſchied. Und da ſtehen wir wieder an den Rangordnungen der Seelen, die wir gezwungen ſind anzunehmen, ſobald wir uns die Erſcheinungen der Natur nur einigermaßen erklären wollen. Swedenborg hat dies auf ſeine Weiſe verſucht und bedient ſich zur Darſtellung ſeiner Ideen eines Bildes, das nicht glücklicher gewählt ſeyn kann. Er vergleicht nämlich den Aufenthalt, worin ſich die Seelen befinden, mit einem in drei Hauptgemächer

eingetheilten Raume, in deſſen Mitte ein großer befindlich iſt. Nun wollen wir annehmen, daß aus dieſen verſchiedenen Gemächern ſich auch verſchiedene Creaturen, z. B. Fiſche, Vögel, Hunde, Katzen in den großen Saal begeben; eine freilich ſehr gemengte Geſellſchaft! Was wird davon die unmittelbare Folge ſeyn? Das Vergnügen, beiſammenzuſeyn, wird bald genug aufhören; aus den einander ſo heftig entgegengeſetzten Neigungen wird ſich ein ebenſo heftiger Krieg entſpinnen; am Ende wird ſich das Gleiche zum Gleichen, die Fiſche zu den Fiſchen, die Vögel zu den Vögeln, die Hunde zu den Hunden, die Katze zu den Katzen geſellen, und jede von dieſen beſondern Gattungen wird auch, wo möglich, ein beſonders Gemach einzunehmen ſuchen. Da haben wir völlig die Geſchichte von unſern Monaden nach ihrem irdiſchen Ableben. Jede Monade geht, wo ſie hingehört, ins Waſſer, in die Luft, in die Erde, ins Feuer, in die Sterne; ja der geheime Zug, der ſie dahin führt, enthält zugleich das Geheimniß ihrer zukünftigen Beſtimmung."

„An eine Vernichtung iſt gar nicht zu denken; aber von irgend einer mächtigen und dabei gemeinen

Monas unterwegs angehalten und ihr untergeordnet zu werden, dieſe Gefahr hat allerdings etwas Bedenkliches, und die Furcht davor wüßte ich auf dem Wege einer bloßen Naturbetrachtung meinestheils nicht ganz zu beſeitigen.“

Indem ließ ſich ein Hund auf der Straße mit ſeinem Gebell zu wiederholten Malen vernehmen. Goethe, der von Natur eine Antipathie wider alle Hunde beſitzt, fuhr mit Heftigkeit ans Fenſter und rief ihm entgegen: „Stelle dich wie du willſt, Larve, mich ſollſt du doch nicht unterkriegen!“ Höchſt befremdend für Den, der den Zuſammenhang goethe'ſcher Ideen nicht kennt; für Den aber, der damit bekannt iſt, ein humoriſtiſcher Einfall, der eben am rechten Orte war!

„Dies niedrige Weltgeſindel,“ nahm er nach einer Pauſe und etwas beruhigter wieder das Wort, „pflegt ſich über die Maßen breit zu machen; es iſt ein wahres Monadenpack, womit wir in dieſem Planetenwinkel zuſammengerathen ſind, und möchte wenig Ehre von dieſer Geſellſchaft, wenn ſie auf andern Planeten davon hörten, für uns zu erwarten ſeyn.“

Ich fragte weiter: ob er wol glaube, daß die

Übergänge aus dieſen Zuſtänden für die Monaden ſelbſt mit Bewußtſeyn verbunden wären? Worauf Goethe erwiederte: „Daß es einen allgemein hiſtoriſchen Überblick, ſowie daß es höhere Naturen, als wir ſelbſt, unter den Monaden geben könne, will ich nicht in Abrede ſeyn. Die Intention einer Weltmonade kann und wird Manches aus dem dunkeln Schooſe ihrer Erinnerung hervorbringen, das wie Weiſſagung ausſieht und doch im Grunde nur dunkle Erinnerung eines abgelaufenen Zuſtandes, folglich Gedächtniß iſt; völlig wie das menſchliche Genie die Geſetztafeln über die Entſtehung des Weltalls entdeckte, nicht durch trockne Anſtrengung, ſondern durch einen ins Dunkel fallenden Blitz der Erinnerung, weil es bei deren Abfaſſung ſelbſt zugegen war. Es würde vermeſſen ſeyn, ſolchen Aufblitzen im Gedächtniß höherer Geiſter ein Ziel zu ſetzen, oder den Grad, in welchem ſich dieſe Erleuchtung halten müßte, zu beſtimmen. So im Allgemeinen und hiſtoriſch gefaßt, finde ich in der Fortdauer von Perſönlichkeit einer Weltmonas durchaus nichts Undenkbares.“

„Was uns ſelbſt zunächſt betrifft, ſo ſcheint es faſt, als ob die von uns früher durchgangenen Zu-

stände dieses Planeten im Ganzen zu unbedeutend und zu mittelmäßig seien, als daß Vieles daraus in den Augen der Natur einer zweiten Erinnerung werth gewesen wäre. Selbst unser jetziger Zustand möchte einer großen Auswahl bedürfen, und unsere Hauptmonas wird ihn wol ebenfalls künftig einmal summarisch, d. h. in einigen großen historischen Hauptpunkten zusammenfassen."

Diese Äußerung Goethe's rief mir etwas Ähnliches, was Herder einst im größten Unmuth zu mir sagte, aufs Neue in die Seele zurück: „Wir stehen jetzt," sprach der Verewigte, „auf St.-Petri-Pauls-Kirchhofe gegen einander, und ich hoffe, wir werden vielleicht auf dem Uranus uns ebenso einander gegenüberstehen; aber verhüte Gott, daß ich die Geschichte z. B. meines hiesigen Aufenthaltes in diesen unten an der Ilm gelegenen Straßen mit allen möglichen Details mit in jene Welt herübernehmen sollte! Ich meinerseits würde ein solches Geschenk als die größte Qual und Strafe betrachten."

„Wollen wir uns einmal auf Vermuthungen einlassen," setzte Goethe hierauf seine Betrachtungen weiter fort, „so sehe ich wirklich nicht ab, was die Monade,

welcher wir Wieland's Erſcheinung auf unſern Planeten verdanken, abhalten ſollte, in ihrem neuen Zuſtande die höchſten Verbindungen dieſes Weltalls einzugehen. Durch ihren Fleiß, durch ihren Eifer, durch ihren Geiſt, womit ſie ſo viele weltgeſchichtliche Zuſtände in ſich aufnahm, iſt ſie zu Allem berechtigt. Ich würde mich ſo wenig wundern, daß ich es ſogar meinen Anſichten völlig gemäß finden müßte, wenn ich einſt dieſem Wieland als einer Weltmonade, als einem Stern erſter Größe, nach Jahrtauſenden wieder begegnete und ſähe und Zeuge davon wäre, wie er mit ſeinem lieblichen Lichte Alles, was ihm irgend nahe käme, erquickte und aufheiterte. Wahrlich, das nebelartige Weſen irgend eines Kometen in Licht und Klarheit zu verfaſſen, das wäre wol für die Monas unſers Wieland's eine erfreuliche Aufgabe zu nennen; wie denn überhaupt, ſobald man die Ewigkeit dieſes Weltzuſtandes denkt, ſich für Monaden durchaus keine andere Beſtimmung annehmen läßt, als daß ſie ewig auch ihrerſeits an den Freuden der Götter als ſelig mitſchaffende Kräfte Theil nehmen. Das Werden der Schöpfung iſt ihnen anvertraut. Gerufen oder ungerufen, ſie kommen von ſelbſt auf allen Wegen,

von allen Bergen, aus allen Meeren, von allen Sternen; wer mag ſie aufhalten? Ich bin gewiß, wie Sie mich hier ſehen, ſchon tauſendmal dageweſen und hoffe wol noch tauſendmal wiederzukommen." — „Um Verzeihung," fiel ich ihm hier ins Wort: „ich weiß nicht, ob ich eine Wiederkunft ohne Bewußtſeyn eine Wiederkunft nennen möchte! Denn wieder kommt nur Derjenige, welcher weiß, daß er zuvor dageweſen iſt. Auch Ihnen ſind bei Betrachtungen der Natur glänzende Erinnerungen und Lichtpunkte aus Weltzuſtänden aufgegangen, bei welchen Ihre Monas vielleicht ſelbſtthätig zugegen war; aber Alles dieſes ſteht doch nur auf einem Vielleicht; ich wollte doch lieber, daß wir über ſo wichtige Dinge eine größere Gewißheit zu erlangen im Stande wären, als die wir uns durch Ahnungen und jene Blitze des Genies verſchaffen, welche zuweilen den dunkeln Abgrund der Schöpfung erleuchten. Sollten wir unſerm Ziele nicht näher gelangen, wenn wir eine liebende Hauptmonas im Mittelpunkte der Schöpfung vorausſetzten, die ſich aller untergeordneten Monaden dieſes ganzen Weltalls auf dieſelbe Art und Weiſe bediente, wie ſich unſere Seele der ihr zum Dienſte unter-

gebenen geringern Monaden bedient?" — „Ich habe gegen dieſe Vorſtellung, als Glauben betrachtet, nichts," gab Goethe hierauf zur Antwort; „nur pflege ich auf Ideen, denen keine ſinnliche Wahrnehmung zum Grunde liegt, keinen ausſchließenden Werth zu legen. Ja, wenn wir unſer Gehirn und den Zuſammenhang deſſelben mit dem Uranus und die tauſendfältigen einander durchkreuzenden Fäden kennten, worauf der Gedanke hin und her läuft! So aber werden wir der Gedankenblitze immer dann erſt inne, wann ſie einſchlagen. Wir kennen nur Ganglien, Gehirnknoten; vom Weſen des Gehirns ſelbſt wiſſen wir ſoviel als gar nichts. Was wollen wir denn alſo von Gott wiſſen? Man hat es Diderot ſehr verdacht, daß er irgendwo geſagt: wenn Gott noch nicht iſt, ſo wird er vielleicht noch. Gar wohl laſſen ſich aber, nach meinen Anſichten von der Natur und ihren Geſetzen, Planeten denken, aus welchen die höhern Monaden bereits ihren Abzug genommen, oder wo ihnen das Wort noch gar nicht vergönnt iſt. Es gehört eine Conſtellation dazu, die nicht alle Tage zu haben iſt, daß das Waſſer weicht und daß die Erde trocken wird. So gut wie es Menſchenplaneten gibt, kann es

auch Fiſchplaneten und Vogelplaneten geben. Ich habe in einer unſerer früheren Unterhaltungen den Menſchen das erſte Geſpräch genannt, das die Natur mit Gott hält. Ich zweifle gar nicht, daß dies Geſpräch auf andern Planeten viel höher, tiefer und verſtändiger gehalten werden kann. Uns gehen vor der Hand tauſend Kenntniſſe dazu ab. Das Erſte gleich, was uns mangelt, iſt die Selbſtkenntniß; nach dieſer kommen alle übrigen. Streng genommen kann ich von Gott doch weiter nichts wiſſen, als wozu mich der ziemlich beſchränkte Geſichtskreis von ſinnlichen Wahrnehmungen auf dieſem Planeten berechtigt, und das iſt in allen Stücken wenig genug. Damit iſt aber keineswegs geſagt, daß durch dieſe Beſchränkung unſerer Naturbetrachtungen auch dem Glauben Schranken geſetzt wären. Im Gegentheil kann, bei der Unmittelbarkeit göttlicher Gefühle in uns, der Fall gar leicht eintreten, daß das Wiſſen als Stückwerk beſonders auf einem Planeten erſcheinen muß, der, aus ſeinem ganzen Zuſammenhange mit der Sonne herausgeriſſen, alle und jede Betrachtung

unvollkommen läßt, die eben darum erst durch den Glauben ihre vollständige Ergänzung erhält. Schon bei Gelegenheit der Farbenlehre habe ich bemerkt, daß es Urphänomene gibt, die wir in ihrer göttlichen Einfalt durch unnütze Versuche nicht stören und beeinträchtigen, sondern der Vernunft und dem Glauben übergeben sollen. Versuchen wir von beiden Seiten muthig vorzudringen, nur halten wir zugleich die Grenzen streng auseinander! Beweisen wir nicht, was durchaus nicht zu beweisen ist! Wir werden sonst nur früh oder spät in unserm sogenannten Wissenswerk unsere eigne Mangelhaftigkeit bei der Nachwelt zur Schau tragen. Wo das Wissen genügt, bedürfen wir freilich des Glaubens nicht; wo aber das Wissen seine Kraft nicht bewährt oder ungenügend erscheint, sollen wir auch dem Glauben seine Rechte nicht streitig machen. Sobald man nur von dem Grundsatz ausgeht, daß Wissen und Glauben nicht dazu da sind, um einander aufzuheben, sondern um einander zu ergänzen, so wird schon überall das Rechte ausgemittelt werden."

Es war spät geworden, als ich heute Goethe ver-

ließ. Er küßte mir die Stirn beim Abſchiede, was ſonſt nie ſeine Gewohnheit iſt. Ich wollte im Dunkeln die Treppe heruntergehen; aber er litt es nicht, ſondern hielt mich feſt beim Arme, bis er Jemand geklingelt, der mir leuchten mußte. Noch in der Thüre warnte er mich, daß ich auf meiner Hut ſeyn und mich vor der rauhen Nachtluft in Acht nehmen ſollte. Weichmüthiger, als bei Wieland's Tode, habe ich Goethe nie zuvor geſehen und ſah ihn auch nachher nie wieder ſo. Sein heutiges Geſpräch enthält übrigens den Schlüſſel zu manchen ebenſo paradoxen, als liebenswürdigen Seiten ſeines ſo oft misverſtandenen Charakters.

Durch Wieland's Verluſt war mir dieſer einzig Zurückgebliebene ebenfalls theurer als je geworden. Nach Hauſe gekommen, faßte ich die vorſtehende Unterhaltung verarbeitet in einige Reſultate zuſammen, die nicht ohne den größten Einfluß auf den Gang meines Lebens geblieben ſind, und die ich daher als einen Nachtrag zu vorſtehendem Geſpräche beifügen will.

So iſt es denn wahr, und ein ſo außerordentlicher Geiſt, wie Goethe ſelbſt, muß das demüthigende Ge-

ſtändniß ablegen, daß all unſer Wiſſen auf dem Planeten, den wir bewohnen, bloßes Stückwerk iſt! Alle unſere ſinnlichen Wahrnehmungen in allen Reichen der Natur, mit dem tiefſten Scharfſinn und der größten Bedachtſamkeit angeſtellt, können uns ſo wenig zu einer vollkommenen Idee von Gott und dem Univerſum verhelfen, als es dem Fiſche im Abgrunde des Meeres, geſetzt auch, daß er Vernunft beſäße, gelingen kann, ſeine Vorſtellungen im Reiche der Schuppen und Floßfedern, deſſen Bewohner er iſt, von dieſem Einfluſſe freizumachen, oder ſich in ſeiner untern Region ein vollkommenes und richtiges Bild von der menſchlichen Geſtalt zuſammenzuſetzen? — Aber was nennen wir überhaupt Natur? Gehört denn blos das Korallenthier in der Südſee, oder die Vegetation eines Fliegenſchwammes zur Natur? Iſt jene erhabene Stelle in unſerm Innern, höher als die ſonnigſten Alpen, die wir erſteigen, um eine freie Ausſicht in die Natur zu genießen, etwa außer der Natur gelegen? Iſt nicht vielleicht der Menſch, um mich dieſes ſchönen goethe'ſchen Ausdrucks nochmals zu bedienen, das erſte Geſpräch, das die Natur mit Gott hält? und muß eben daher der Ort, wo es ge-

halten wird, uns nicht vor allen andern heilig und ehrwürdig seyn?

Wollen wir das nicht Natur nennen, was alle jene niedern Naturen erst in den Kreis ihrer Betrachtung heraufzieht? Und wenn dem so ist, thut diese höhere, seraphische Natur im Menschen wohl daran, sich da, wo es Gottes Wille, Allmacht und Allgegenwart, kurz seine Unmittelbarkeit, sein eigenes innerstes Wesen betrifft, bei dem Korallenthiere in der Südsee Rath zu erholen? oder bei einem Fliegenschwamme Aufschluß über das Höchste zu begehren? Spricht Gott in unserm Innern — und wer von uns vermag diese Himmelsstimme abzuleugnen? — so fragt sich nun, welcher von beiden Fällen stattfinden darf. Soll Gott vom Menschen, oder soll der Mensch von Gott lernen? Hiob 38—40: „Und der Herr antwortete Hiob aus einem Wetter und sprach: Wer ist, der so fehlet in der Weisheit, und redet so mit Unverstand? Gürte wie ein Mann deine Lenden! Ich will dich fragen, lehre du mich!" Wie beschränkt das ist, was der Mensch Gott lehren kann, haben wir aus dem Vorhergehenden zur Genüge ersehen; so laßt uns nun ein wenig erforschen, was Gott den Menschen lehrt!

Wenn jene Himmelsſtimme höherer Natur in unſerm Innern Recht hat, ſo muß allwaltende Liebe, nicht aber blinde Gewalt und regelloſer Zufall das Geſetz des Weltalls ſeyn. Alle ihre Gebote ſind Liebesbefehle. Sie ruft, ſie lockt alle ihre verlorenen Kinder eben dadurch in ihren Schoos zurück.

Schonung und Erbarmen mit aller Creatur ſind unſern Herzen gleichſam unvertilglich eingeprägt. Verletzen wir den warnenden Zuruf des Gewiſſens, ſo empört es ſich und ſendet Rachegeiſter herauf, die uns keinen Frieden laſſen und ſich Tag und Nacht an unſere Ferſen heften. Wenn der Verbrecher vor jedem rauſchenden Blatte erſchrickt, ſo begleitet dagegen ein ungeſtörter Friede Gottes alle Diejenigen, die dieſen himmliſchen Befehlen gemäß leben. Es muß ſonach eine Freude, ein Wohlgefallen höherer Naturen an Befolgung, ein Misfallen an Unterlaſſung ihrer himmliſchen Vorſchriften irgendwo vorhanden ſeyn. Wie anders muß die Betrachtung des Weltalls von dieſem hohen und ſittlichen Geſichtspunkte ausfallen, als ſie ſich dem noch ſo aufmerkſamen Auge des treueſten Beobachters von unten auf im Reiche niederer Naturerſcheinungen darſtellt! Welchen mil-

den Einfluß muß das Ganze erfahren, wo das Einzelne, ſo durch Pflichten und Vorſchriften gebunden, einem Höhern täglich, ja ſtündlich zur Verantwortung ſteht!

Die Aufgabe des Lebens, allein ins Wiſſen geſetzt, muß gleichſam nothwendig einen verzweifelnden, fauſtiſchen Unmuth herbeiführen. Dem Glauben als ihrem eigentlichen Elemente wiedergegeben, iſt auch Jedem, vom Höchſten bis zum Geringſten, ein Kreis würdiger Thätigkeit angeordnet, wodurch er in dies herrliche Ganze frei und ſelbſtändig eingreift. Nicht minder tritt Alles, was bei zukünftiger Fortdauer unſerer Seelen Erinnerung verdient, höchſt beherzigungswerth aus dieſer Anſicht hervor. Auf dieſem Wege kommen wir nämlich bald dahin, daß nicht ſowol von einer Schöpfung durch Kunſt und Wiſſen, ſondern vielmehr von einer Schöpfung durch ſittliches Hervorbringen und Handeln, in ſtrenger Befolgung deſſelben, was uns die Himmelsſtimme in unſerm Innern darüber zur unerläßlichen Pflicht macht, überall die Rede iſt.

An den Freuden der Schöpfung oder an der pla-

ſtiſchen Naturthätigkeit jener ſchaffenden Monaden, in dem Sinne, wie es der ſtolzvermeſſene Fauſt wollte, hier ſchon Theil zu nehmen, iſt uns freilich nicht vergönnt; dieſer Kreis bleibt uns, wenn wir in Demuth beharren, verſchloſſen; aber ein neuer und höherer Kreis der Schöpfung, wo wir Stoff und Bildner zugleich ſind, iſt dafür unſern begeiſterten Augen aufgethan, wir nennen ihn die Befreiung des Menſchen aus einem verworrenen, thieriſchen Zuſtande, die Wiedergeburt höherer, ihrem wahren Urſprunge durch uns wiedergegebener himmliſcher Triebe, die uns mit mächtigem Arme in einen Himmel, der für uns verloren ſchien, heraufheben. Welch ein unermeßliches Feld eröffnet ſich hier in der Weltgeſchichte! Aber auch zugleich welch ein unermeßlicher Kampf mit widerſtrebenden Kräften iſt uns auf dieſer Laufbahn angeſagt! In dem heißen Andrange menſchlicher Leidenſchaft den Pflichtbefehlen höherer Liebe mit einem Herzen voll Demuth überall ein beſcheidentlich Gehör geben, unſerm Glauben leben und ſterben, und wo die betrügliche Welt unter unſern Füßen wankt, ſich feſt an den Himmel halten, und unſers Weges ſodann, wie der Compaß in unſerm Innern ihn anzeigt,

ſo gewiß zu ſeyn, wie der Vogel des ſeinigen nach Memphis und Kairo; gewiß und wahrhaftig, wenn es irgend etwas Erhabenes, Schönes, Großes, Rühmliches in der Welt gibt, ſo wird es wol auf dieſem Wege errungen worden ſeyn. Welch eine neue Schöpfung, die nun plötzlich ausgebreitet vor unſern Augen daliegt! Marc Anton und das Korallenthier in der Südſee, Sokrates und ein giftiger Fliegenſchwamm, wer mag ſie miteinander vergleichen, oder dieſe zwei ſo verſchiedenen Kreiſe ineinanderwirren und ſo dem Höheren ſelbſt durch das Niedere ein unerfreuliches Schwanken bereiten?

Glaube, Liebe und Hoffnung, dieſe treuen Führer, dieſe untrüglichen Stimmen des Himmels in unſerm Innern ſollen für Alles, was Menſch heißt, zu Wegweiſern erkoren ſeyn!

Laßt uns nimmer da klügeln, wo wir zu folgen und frommen Gehorſam, gleichſam durch einen unmittelbar an unſer Inneres ergangenen göttlichen Befehl, zu leiſten verbunden ſind!

Wie ein Vöglein, das verſchlagen
Weint im ſtillen Ocean,

Komm zur Heimath mich zu tragen,
Liebe! dir gehör' ich an.

Vor mir fliegt die weiße Taube,
Die vor keinem Sturm erbleicht;
Weil ich an die Heimath glaube,
Hab' ich sie auch schon erreicht.

Hab' ich deinen Wink verstanden,
Ist mein Hafen auch nicht weit;
Unten seh' ich Schiffe stranden,
Mich empfängt die Ewigkeit.

Angelangt auf dieser Grenze der Menschheit, werde ich auch den Zuruf jenes liebeseligen Geistes verstehen, der als ein Gottgesandter aller höhern Naturen in zwei armen Worten: „Vater unser," die göttliche Liebe für das ganze Universum niederlegte und mich lehrte, durch treue Ausübung derselben dem Vater im Himmel wohlgefällig zu seyn.

Nachsicht, Sanftmuth, stilles Dulden
Kehre täglich bei uns ein,
Daß dem Bruder seine Schulden
Wir von Herzen gern verzeihn.

Güte, Wohlthun, Herzensmilde,
Mitleid, das sich gern erbarmt,
Decke sanft mit deinem Schilde
Den, der auch den Feind umarmt!

Dieſe milde Geſinnung, nicht aber jener Rieſe trotz des Prometheus iſt das Rechte!

Ich dich ehren?
Wofür?
Haſt du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Haſt du die Thränen geſtillt
Je des Geängſteten?
Hat nicht mich zum Manne geſchmiedet
Die allmächtige Zeit
Und das ewige Schickſal,
Meine Herrn und deine?

Gar vielfältig iſt dieſe Stelle misverſtanden worden. Allerdings iſt nicht zu leugnen, daß nicht ſelten eben Das, was als eine reizende Blume auf dem Felde der Dichtkunſt emporſprießt, mit verkehrtem Sinne auf ein anderes und fremdes Gebiet übergetragen, ein ſchädliches Unkraut genannt zu werden verdient, beſonders, wo es ſich als Geſinnung im Felde des praktiſchen Wirkens in einem jugendlichen Gemüth ausſpricht oder gar feſtſetzt.

Wie mich dünkt, ſollte der Ausſpruch eines noch ſo großen Dichters in dieſem oder jenem Momente einem an ſich verwerflichen, oder wenigſtens leidenſchaft-

lich bewegten Charakter untergelegt, im Felde der Unterſuchung nie die Stelle der Wahrheit einnehmen. Den Raubmonaden der Hai- und Sägefiſche, die, durch einen dunkeln Inſtinct geführt, im Abgrunde des Meeres einander anfallen, ihren Raub abjagen und, je nachdem ſie ſchwächer oder ſtärker ſind, einander verzehren oder verzehrt werden, ihnen wollen wir es allenfalls zu gute halten, wenn ſie nach erlangter etwaniger Einſicht in die Praktik ihres Gewerbes ſich volles Ernſtes in Sprüchen, wie die folgenden, vernehmen ließen:

Denn Recht hat jeder eigene Charakter;
Es gibt kein Unrecht, als den Widerſpruch!

oder:

Und wenn es glückt, ſo iſt es auch verziehn;
Denn jeder Ausgang iſt ein Gottesurtheil.

Der Menſch aber, der ſich einer höhern Weltordnung in ſeinem Innern durch eine unmittelbare, göttliche Offenbarung bewußt iſt, verſetzt ſich ſelbſt in eine weit hinter ihm liegende, niedrige Claſſe, ſobald er Grundſätze annimmt, die der Engel in ihm verleugnen muß.

Wollte ich am Schluſſe dieſer Betrachtung Alles,

was Goethe über Wiſſen und Glauben bei dieſer Gelegenheit Treffliches geſagt, in aller Kürze zuſammenfaſſen, ſo fände ich es nicht beſſer als mit ſeinen eigenen kernhaften Worten im Fauſt:

Wer darf ihn nennen? ꝛc.

Überhaupt iſt es wol nicht abzuleugnen, daß Goethe's Anſicht der Weltgeſchichte von Dem, was in der Schule und in den Compendien darüber gelehrt wird, etwas verſchieden ausfällt. So betrachtet er z B. die Entſtehung der Staaten als etwas, was ſich durchaus, wie jedes andere Product der Natur, aus irgend einem ſelbſtändig vorhandenen Keime inſtinctmäßig und ohne alle Vorſchrift entwickeln muß, wozu denn freilich Berge, Klima, Flüſſe und andere Umſtände das Ihrige beitragen. Die politiſchen Syſteme taugen darum ſo wenig wie die philoſophiſchen, ſobald ſie ſich mit der Natur in Widerſpruch ſetzen. So wenig wie der Menſch ſein Naturell, ebenſo wenig kann ein Staat ſeine Berge und ſeine Flüſſe aufgeben und, einer bloßen Idee zu gefallen, ſeinem Weſen ſelbſt vernichtende Bedingungen vorſchreiben.

Solche Verkehrtheit rächt sich jedesmal. Überall sollte man es nicht vergessen, daß auf dem Wege der Natur nicht sowol der Kopf, sondern ein anderer wenig im Publicum geachteter Theil es ist, dem die regelmäßigsten Sechsecke der Biene Beides, Form und Daseyn, verdanken. Die besten Hauptstädte z. B. sind immer die, welche die Natur im Laufe der Zeit entweder durch die Noth des Augenblicks oder im Drange der Umstände hat entstehen lassen. Solch ein Mittelpunkt, wo sich die Völkerstämme um König und Königin, gerade ebenso wie die Bienen um ihren Weiser, versammelten, ist eben der rechte, sowie man auf der andern Seite es genau den Hauptstädten ansieht, die nicht von Natur und aus dem Volke selbst ihren Ursprung nahmen, sondern nach dem Plane irgend eines klugen und geschickten Baumeisters entworfen sind. Die ersten haben, trotz ihren engen Straßen, immer etwas freundlich Einladendes; während die andern, trotz aller Regelmäßigkeit, nach dem ersten Eindrucke etwas Erkältendes und Eintöniges zurücklassen.

Wie Goethe, nach Obigem, alles An- und Eingelernte nicht liebte, so behauptete er auch, alle Philosophie müsse geliebt und gelebt werden, wenn sie für das Leben Bedeutsamkeit gewinnen wolle. „Lebt man denn aber überhaupt noch in diesem Zeitalter?" fügte er hinzu; „der Stoiker, der Platoniker, der Epikuräer, jeder muß auf seine Weise mit der Welt fertig werden; das ist ja eben die Aufgabe des Lebens, die Keinem, zu welcher Schule er sich auch zähle, erlassen wird. Die Philosophen können uns ihrerseits nichts als Lebensformen darbieten. Wie diese nun für uns passen, ob wir, unserer Natur oder unsern Anlagen nach, ihnen den erfoderlichen Gehalt zu geben im Stande sind, das ist unsere Sache. Wir müssen uns prüfen und Alles, was wir von Außen in uns hereinnehmen, wie Nahrungsmittel, auf das sorgsamste untersuchen; sonst gehen entweder wir an der Philosophie oder die Philosophie geht an uns zu Grunde. Die strenge Mäßigkeit, z. B. Kant's, foderte eine Philosophie, die diesen seinen angeborenen Neigungen gemäß war. Leset sein Leben, und ihr werdet bald finden, wie artig er seinem Stoicismus, der eigentlich mit den gesellschaftlichen Verhältnissen

einen ſchneidenden Gegenſatz bildete, die Schärfe nahm, ihn zurechtlegte und mit der Welt ins Gleichgewicht ſetzte. Jedes Individuum hat vermittelſt ſeiner Neigungen ein Recht zu Grundſätzen, die es als Individuum nicht aufheben. Hier oder nirgend wird wol der Urſprung aller Philoſophie zu ſuchen ſeyn. Zeno und die Stoiker waren längſt in Rom vorhanden, eh' ihre Schriften dahin kamen. Dieſelbe rauhe Denkart der Römer, die ihnen zu großen Helden- und Waffenthaten den Weg bahnte und ſie allen Schmerz, jede Aufopferung verachten lehrte, mußte auch Grundſätzen, die gleich verwandte Foderungen an die Natur des Menſchen aufſtellten, bei ihnen ein geneigtes und williges Gehör verſchaffen. Es gelingt jedem Syſteme, ſogar dem Cynismus, ſobald nur der rechte Held darin auftritt, mit der Welt fertig zu werden. Nur das Angelernte der menſchlichen Natur ſcheitert meiſt am Widerſpruche; das ihr Angeborene weiß ſich überall Eingang zu verſchaffen und beſiegt ſogar nicht ſelten mit dem glücklichſten Erfolge ſeinen Gegenſatz. Es iſt ſonach kein Wunder, daß die zarte Natur von Wieland ſich der ariſtippiſchen Philoſophie zuneigt, ſowie auf der andern Seite ſeine ſo entſchie-

dene Abneigung gegen Diogenes und allen Cynismus aus der nämlichen Urſache ſich ſehr befriedigend erklären läßt. Ein Sinn, mit dem die Zierlichkeit aller Formen, wie bei Wieland, geboren iſt, kann unmöglich an einer beſtändigen Verletzung derſelben als Syſtem Wohlgefallen finden. Erſt müſſen wir im Einklange mit uns ſelbſt ſeyn, ehe wir Disharmonien, die von Außen auf uns zudringen, wo nicht zu heben, doch wenigſtens einigermaßen auszugleichen im Stande ſind."

„Ich behaupte, daß ſogar Eklektiker in der Philoſophie geboren werden; und wo der Eklekticismus aus der innern Natur des Menſchen hervorgeht, iſt er ebenfalls gut, und ich werde ihm nie einen Vorwurf machen. Wie oft gibt es Menſchen, die, ihren angeborenen Neigungen nach, halb Stoiker und halb Epikuräer ſind! Es wird mich daher auch keineswegs befremden, wenn dieſe die Grundſätze beider Syſteme in ſich aufnehmen, ja [redacted] miteinander möglichſt zu vereinigen ſuchen. Etwas Anderes iſt diejenige Geiſtloſigkeit, die, aus Mangel an aller eigenen innern Beſtimmung, wie Dohlen, Alles zu Neſte trägt, was ihr von irgend einer Seite zufällig dargeboten wird,

und ſich ebendadurch als ein urſprünglich Todtes außer aller Beziehung mit einem lebensvollen Ganzen ſetzt. Alle dieſe Philoſophien taugen in der Welt nichts; denn weil ſie aus keinen Reſultaten hervorgehen, ſo führen ſie auch zu keinem Reſultate."

„Von der Popularphiloſophie bin ich ebenſo wenig ein Liebhaber. Es gibt ein Myſterium ſo gut in der Philoſophie wie in der Religion. Damit ſoll man das Volk billig verſchonen, am wenigſten aber daſſelbe in Unterſuchung ſolcher Stoffe gleichſam mit Gewalt hereinziehen. Epikur ſagt irgendwo: das iſt recht, eben weil ſich das Volk daran ärgert. Noch läßt ſich das Ende von jenen unerfreulichen Geiſtesverirrungen ſchwerlich ab- und vorausſehen, die ſeit der Reformation dadurch bei uns entſtanden, daß man die Myſterien derſelben dem Volke preisgab und ſie ebendadurch der Spitzfündigkeit aller einſeitigen Verſtandesurtheile bloßſtellte. Das Maß des gemeinen Menſchenverſtandes iſt wahrlich nicht ſo groß, daß man ihm eine ſolche ungeheure Aufgabe zumuthen könnte, es zum Schiedsrichter in ſolchen Dingen zu erwählen. Die Myſterien, beſonders die Dogmen der chriſtlichen Religion, eignen ſich zu Gegenſtänden der

tiefſten Philoſophie, und nur eine poſitive Einkleidung iſt es, die ſie von dieſen unterſcheidet. Deßhalb wird auch häufig genug, je nachdem man ſeinen Standpunkt nimmt, die Theologie eine verirrte Metaphyſik, oder Metaphyſik eine verirrte platoniſche Theologie genannt. Beide aber ſtehen zu hoch, als daß der Verſtand in ſeiner gewöhnlichen Sphäre ihr Kleinod zu erlangen ſich ſchmeicheln dürfte. Die Aufklärung deſſelben beſchränkt ſich zuvörderſt auf einen ſehr engen praktiſchen Wirkungskreis."

„Das Volk aber begnügt ſich meiſt damit, einigen recht lauten Vorſprechern Das, was es von ihnen gehört hat, ebenſo laut wieder nachzuſprechen. Dadurch werden dann freilich die ſeltſamſten Erſcheinungen herbeigeführt, und die Anmaßungen nehmen kein Ende. Ein aufgeklärter, ziemlich roher Menſch verſpottet oft in ſeiner Seichtigkeit einen Gegenſtand, vor dem ſich ein Jacobi, ein Kant, die man billig zu den erſten Zierden der Nation rechnet, mit Ehrfurcht verneigen würde. Die Reſultate der Philoſophie, der Politik und der Religion ſollen billig dem Volke zu gute kommen; das Volk ſelbſt aber ſoll man weder zu Philoſophen, noch zu Prieſtern, noch zu Politikern

erheben wollen. Es taugt nichts! Gewiß, ſuchte man, was geliebt, gelebt und gelehrt werden ſoll, beſſer im Proteſtantismus auseinanderzuhalten, legte man ſich über die Myſterien ein unverbrüchliches, ehrerbietiges Stillſchweigen auf, ohne die Dogmen mit verdrießlicher Anmaßung, nach dieſer oder jener Linie verkünſtelt, irgend Jemanden wider Willen aufzunöthigen, oder ſie wol gar durch unzeitigen Spott, oder vorwitziges Ableugnen bei der Menge zu entehren und in Gefahr zu bringen, ſo wollte ich ſelbſt der Erſte ſeyn, der die Kirche meiner Religionsverwandten mit ehrlichem Herzen beſuchte und ſich dem allgemeinen, praktiſchen Bekenntniß eines Glaubens, der ſich unmittelbar an das Thätige knüpfte, mit vergnüglicher Erbauung unterordnete."

V.

Goethe's Humor.

Wiewol Goethe, wo er ſich von Perſonen umgeben ſah, die mit ſeinem Weſen in Widerſpruch ſtanden, ſehr zurückhaltend und bemeſſen im Ausdruck war, begegnete es ihm doch zuweilen, daß er, durch irgend eine tolle Verkehrtheit gereizt, einen kleinen Anfall von jenem leidenſchaftlich wilden Humor bekam, wie er ſich im „Werther," in den „Briefen aus der Schweiz," im „Jahrmarkt zu Plundersweilern," beſonders im Zigeunerhauptmann, ſo köſtlich an den Tag legt. Er war ſodann völlig der Bär in Lili's Park:

Kehr' ich mich um
Und brumm —
Und gehe wieder eine Strecke
Und kehr' doch endlich wieder um.

Die Kunſt, das Leben, die Höfe, der Parnaß, die Dichter, die Politik, die Recenſenten, die Philoſophie, die Catheder, kurz Alles, was irgend mit dem höhern Leben in Bezug ſtand, oder wenigſtens einen ſolchen Bezug in Worten und Werken geltend machte, wurde von ihm in dieſer brummiſchen Tonleiter durchgeſpielt, und es war ſodann eine rechte Freude für mich, den Allſeitigen zu hören, wie er auch einmal recht einſeitig und tüchtig beſchränkt wurde, ſodaß er die Welt ordentlich an Einem Zipfel faßte und ſie hin- und herzauſte und ſchüttelte, ſtatt daß er ſie ſonſt, um nichts zu verſchütten, gleichſam an allen vier Zipfeln trug. Er war dann rein toll und liebenswürdig; aber es bedurfte auch nur der geringſten Proſa, wie ſie leider nur zu oft in Geſellſchaften reichlich wuchert, um dieſen glänzenden Fluß wieder zu ſtauen.

So wurden einſt auf dem Landſitze der verwitweten Herzogin Amalia zu Tiefurth die „Ritter" des Ariſtophanes durch Wieland, der ſie für ſein „Athenäum" überſetzt, vorgeleſen. Es war im Spätherbſt und Egidi vorbei. Nun traf es ſich, daß den regierenden Herzog, der eben von der Jagd zurückkehrte, ſein Weg durch Tiefurth führte. Er kam,

als die Vorlesung bereits angegangen war. Wegen der vorgerückten Jahreszeit waren die Zimmer geheizt. Der Herzog, der aus freier Luft kam und dem es in der Stube zu heiß wurde, öffnete die Flügel eines Fensters. Einige Damen, die leichtbekleideten Achseln in seidene Tücher gehüllt, die diesen Fenstern zunächst saßen, beklagten sich kaum über den Luftzug, als auch schon Goethe mit bedachtsamen Schritten, um die Vorlesung auf keine Weise zu stören, sich dem Orte näherte, woher der Zug kam, und die Fenster leise wieder zuschloß. Des Herzogs Gesicht, der indeß auf der andern Seite des Saales gewesen war, verfinsterte sich plötzlich, als er wieder zurückkehrte und sah, daß man so eigenmächtig seinen Befehlen zuwiderhandelte. „Wer hat die Fenster, die ich vorhin eröffnet, hier wieder zugemacht?“ fragte er die Bedienten des Hauses, deren keiner jedoch auch nur einen Seitenblick auf Goethe zu thun wagte. Dieser aber trat sogleich mit jenem ehrerbietig schalkhaften Ernste, wie er ihm eigen ist, und dem oft die feinste Ironie zum Grunde liegt, vor seinen Herrn und Freund und sagte: „Ew. Durchl. haben das Recht über Leben und Tod der sämmtlichen Unterthanen. Ueber mich ergehe Ur-

theil und Spruch!" Der Herzog lächelte, und die Fenſter wurden nicht wieder geöffnet.

Ein andermal verglich er die Profeſſoren und ihre mit Citaten und Noten überfüllten Abhandlungen, wo ſie rechts und links abſchweifen und die Hauptſache vergeſſen machen, mit Zughunden, die, wenn ſie kaum ein paarmal angezogen hätten, auch ſchon wieder ein Bein zu allerlei bedenklichen Verrichtungen aufhüben, ſodaß man mit den Beſtien gar nicht vom Flecke komme, ſondern über Wegſtunden tagelang zubringe.

„Da ſitzt das Ungethüm mit langen Ärmeln da und bohrt mir Eſel, daß ich noch ſo ein alter Narr bin und mich über die Welt ärgere — als ob ich nicht wüßte, wie es mit ihr beſtellt, und daß Alles in und auf ihr mit D. verſiegelt iſt!" Mit dieſen Worten empfing mich Goethe, als ich eines Nachmittags im Auguſt in ſeinen Garten trat und ihn in einer weißen Sommerweſte unter den grünen Bäumen auf einem

schattigen Rasenplätzchen sitzen fand. Es war Freitag; Sonnabend sollte Theater seyn, und eben hatte ein Schauspieler, der spielen sollte, abgesagt, wodurch denn freilich das ganze morgende Stück zerrissen wurde. Die späte Meldung war's besonders, die Goethe verdroß, dem nun freilich die Sache mit derselben Hast über den Hals kam, wie sie sich der Schauspieler von dem seinen herunterschaffte. Wie bekannt, muß nämlich jede Direction dafür sorgen, erstlich, daß regelmäßig gespielt, und sodann, daß das Publicum wo möglich mit lauter vortrefflichen Sachen unterhalten wird.

„Solche Avanien," hub Goethe an, indem er noch immer etwas grimmig ein Glas rothen Wein einschenkte und mich zugleich nöthigte, neben ihm auf einem Gartensitze Platz zu nehmen, „muß ich mir nun von Leuten gefallen lassen, die, wenn sie zu dem einen Thore von Weimar hereinkommen, sich schon wieder nach dem andern umsehen, wo sie wieder herauswollen. Dafür bin ich nun funfzig Jahre ein beliebter Schriftsteller der Nation gewesen, die Ihr die deutsche zu nennen beliebt; habe zwanzig oder dreißig Jahre als Geheimerath zu Weimar Sitz

ſei es, was es wolle, einen gründlichen Charakter bezeigten, ſo wären wir auch wieder halb auf dem Wege, ein Volk zu werden. Im Grunde verſtehen die Meiſten unter uns weder zu haſſen, noch zu lieben. Sie mögen mich nicht! Das matte Wort! Ich mag ſie auch nicht! Ich habe es ihnen nie recht zu Danke gemacht! Vollends, wenn mein Walpurgisſack nach meinem Tode ſich einmal eröffnen und alle bis dahin verſchloſſenen, ſtygiſchen Plagegeiſter, wie ſie mich geplagt, ſo auch zur Plage für Andere wieder loslaſſen ſollte; oder wenn ſie in der Fortſetzung von „Fauſt" etwa zufällig an die Stelle kämen, wo der Teufel ſelbſt Gnad' und Erbarmen vor Gott findet; das, denke ich doch, vergeben ſie mir ſobald nicht! Dreißig Jahre haben ſie ſich nun faſt mit den Beſenſtielen des Blocksberges und den Katzengeſprächen in der Hexenküche, die im „Fauſt" vorkommen, herumgeplagt, und es hat mit dem Interpretiren und dem Allegoriſiren dieſes dramatiſch-humoriſtiſchen Unſinns nie ſo recht fortgewollt. Wahrlich, man ſollte ſich in ſeiner Jugend öfter den Spaß machen und ihnen ſolche Brocken, wie den Brocken, hinwerfen. Nahm doch ſelbſt die geiſtreiche Frau

v. Stael es übel, daß ich in dem Engelgesang, Gott Vater gegenüber, den Teufel so gutmüthig gehalten hätte; sie wollte ihn durchaus grimmiger. Was soll es nun werden, wenn sie ihm auf einer noch höhern Staffel und vielleicht gar einmal im Himmel wieder begegnet?" „Um Verzeihung," nahm ich hier das Wort; „Sie sprachen vorhin von einem Walpurgissack? Es ist das erste Wort, was ich heute darüber aus Ihrem Munde höre. Darf ich wissen, was es mit demselben eigentlich für ein Bewenden hat?" — „Der Walpurgissack," gab mir hierauf Goethe mit dem angenommenen feierlichen Ernste eines Höllenrichters zur Antwort, „ist eine Art von infernalischem Schlauch, Behältniß, Sack, oder wie Ihr's sonst nennen wollt, ursprünglich zur Aufnahme einiger Gedichte bestimmt, die auf Hexenscenen im „Faust", wo nicht auf den Blocksberg selbst, einen nähern Bezug hatten. Nach diesem, wie es zu gehen pflegt, erweiterte sich diese Bestimmung ungefähr, sowie die Hölle auch von Anfang herein nur Einen Aufenthalt hatte, späterhin aber die Limbusse und das Fegefeuer als Unterabtheilungen in sich aufnahm. Jedes Papier, das in meinen Walpurgissack herunterfällt,

fällt in die Hölle; und aus der Hölle, wie Ihr wißt, gibt es keine Erlösung. Ja, wenn es mir einmal einfällt, wozu ich eben heute nicht übel gelaunt bin, und ich nehme mich selbst beim Schopf und werfe mich in den Walpurgissack: bei meinem Eid, was da unten steckt, das steckt unten, und kommt nicht wieder an den Tag, und wenn ich es selbst wäre! So streng, sollt Ihr wissen, halte ich über meinen Walpurgissack und die hölliſche Conſtitution, die ich ihm gegeben habe. Es brennt da unten ein unverlöſchliches Fegefeuer, was, wenn es um ſich greift, weder Freund noch Feind verſchont. Ich wenigſtens will Niemand rathen, ihm allzunahe zu kommen. Ich fürchte mich ſelbſt davor!"

Eine Probe aus dieſem Walpurgissacke und zugleich des Goethe'ſchen Humors ſei die in dem gedruckten „Fauſt" unterdrückte Scene, welche hier mitgetheilt werden ſoll.

Es wird nämlich dem Fauſt, weil er die ganze Welt kennen lernen will, vom Mephiſtopheles unter Anderm auch der Antrag gemacht, beim Kaiſer um eine Au-

dienz nachzusuchen. Es ist gerade Krönungszeit. Faust und Mephistopheles kommen glücklich nach Frankfurt. Nun sollen sie gemeldet werden. Faust will nicht daran, weil er nicht weiß, was er dem Kaiser sagen, oder wovon er sich mit ihm unterhalten soll. Mephistopheles aber heißt ihn gutes Muthes seyn; er wolle ihm schon zu gehöriger Zeit an die Hand gehn, ihn, wo die Unterhaltung stocke, unterstützen und, im Fall es gar nicht fort wolle, mit dem Gespräche zugleich auch seine Person übernehmen, sodaß der Kaiser gar nicht inne zu werden brauche, mit wem er eigentlich gesprochen oder nicht gesprochen habe. So läßt sich denn Faust zuletzt den Vorschlag gefallen. Beide gehen ins Audienzzimmer und werden auch wirklich vorgelassen. Faust seinerseits, um sich dieser Gnade werth zu machen, nimmt Alles, was irgend von Geist und Kenntniß in seinem Kopfe ist, zusammen und spricht von den erhabensten Gegenständen. Sein Feuer indessen wärmt nur ihn; den Kaiser selbst läßt es kalt. Er gähnt einmal über das andere und steht sogar auf dem Punkte, die ganze Unterhaltung abzubrechen. Dies wird Mephistophiles noch zur rechten Zeit gewahr und kommt dem armen Faust ver-

ſprochnermaßen zu Hülfe. Er nimmt zu dem Ende deſſen Geſtalt an und ſteht mit Mantel, Koller und Kragen, den Degen an ſeiner Seite, leibhaftig wie Fauſt vor dem Kaiſer da. Nun ſetzt er das Geſpräch genau da fort, wo Fauſt geendigt hatte; nur mit einem ganz andern und weit glänzendern Erfolge. Er raiſonnirt nämlich, ſchwadronirt und rabotirt ſo links und rechts, ſo kreuz und quer, ſo in die Welt hinein und aus der Welt heraus, daß der Kaiſer vor Erſtaunen ganz außer ſich geräth und die umſtehenden Herren von ſeinem Hofe verſichert, das ſei ein grundgelehrter Mann, dem möchte er wol tage- und wochenlang zuhören, ohne jemals müde zu werden. Anfangs ſei es ihm freilich nicht recht von Statten gegangen, aber nach dieſem, und wie er gehörig in Fluß gekommen, da laſſe ſich kaum etwas Prächtigeres denken, als die Art, wie er Alles ſo kurz, und doch zugleich ſo zierlich und gründlich vortrage. Er als Kaiſer müſſe bekennen, einen ſolchen Schatz von Gedanken, Menſchenkenntniß und tiefen Erfahrungen nie in einer Perſon, ſelbſt nicht bei den weiſeſten von ſeinen Räthen, vereinigt gefunden zu haben.

Ob der Kaiſer mit dieſem Lobe zugleich den Vor-

ſchlag verbindet, daß Fauſt-Mephiſtopheles in ſeine Dienſte treten, oder die Stelle eines dirigirenden Miniſters annehmen ſoll, iſt mir unbekannt. Wahrſcheinlich aber hat Fauſt einen ſolchen Antrag aus guten Gründen abgelehnt.

Am zweiten Oſterfeiertage 1808 Abends war ich mit Goethe in einer kleinen, auserleſenen Geſellſchaft zuſammen geweſen.

So iſt es ihm eben recht. Auch that er ſeinem Humor keinen Zwang an, ſondern ließ ihm freien Lauf, beſonders, als wir auf Theater und die neue Literatur zu ſprechen kamen, die er mit politiſchen Zuſtänden verglich und ſeinen Vergleich mit der anmuthigſten und lebendigſten Laune durchführte. Eben hatten wir am vergangenen Sonnabend „die Piccolomini" geſehen; die nächſte Mittwoch ſollte nach einer langen Zwiſchenpauſe auch der „Wallenſtein" darankommen.

„Es iſt," ſagte Goethe, „mit dieſen Stücken wie

mit einem ausgelegenen Weine. Je älter sie werden, je mehr Geschmack gewinnt man ihnen ab. Ich nehme mir die Freiheit, Schiller für einen Dichter und sogar für einen großen zu halten, wiewol die neuesten Imperatoren und Dictatoren unserer Literatur versichert haben, er sei keiner. Auch den Wieland wollen sie nicht gelten lassen. Es fragt sich nur, wer denn gelten soll?"

„Kürzlich hat eine Gelehrtenzeitung in einer von beiden Städten, ich weiß nicht recht, ob in Ingolstadt oder in Landshut, Friedrich Schlegel als den ersten deutschen Dichter und Imperator in der Gelehrtenrepublik förmlich ausgerufen. Gott erhalte Se. Majestät auf Ihrem neuen Throne und schenke Denenselben eine lange und glückliche Regierung! Bei alle dem möchte man es nicht bergen, daß das Reich dermalen noch von sehr rebellischen Unterthanen umlagert ist, deren wir einige," indem er einen Seitenblick auf mich warf, „sogar in unserer eigenen Nähe haben."

„Übrigens geht es in der deutschen Gelehrtenrepublik jetzt völlig so bunt zu wie beim Verfall des römischen Reiches, wo zuletzt Jeder herrschen wollte,

und Keiner mehr wußte, wer eigentlich Kaiſer war. Die großen Männer leben dermal faſt ſämtlich im Exil, und jedes verwegene Marketendergeſicht kann Imperator werden, ſobald es nur die Gunſt der Soldaten und der Armee beſitzt, oder ſich ſonſt eines Einfluſſes zu erfreuen hat. Ein paar Kaiſer mehr oder weniger, darauf kommt es in ſolchen Zeiten gar nicht an. Haben doch einmal im römiſchen Reiche dreißig Kaiſer zugleich regiert; warum ſollten wir in unſern gelehrten Staaten der Oberhäupter weniger haben? Wieland und Schiller ſind bereits ihres Thrones verluſtig erklärt. Wie lange mir mein alter Imperatormantel noch auf den Schultern ſitzen wird, läßt ſich nicht vorausbeſtimmen; ich weiß es ſelbſt nicht. Doch bin ich entſchloſſen, wenn es je dahin kommen ſollte, der Welt zu zeigen, daß Reich und Scepter mir nicht ans Herz gewachſen ſind, und meine Abſetzung mit Geduld zu ertragen; wie denn überhaupt ſeinen Geſchicken in dieſer Welt Niemand ſo leicht entgehen mag. Ja, wovon ſprachen wir doch gleich? Ha, von Imperatoren! Gut! Novalis war noch keiner; aber mit der Zeit hätte er auch einer werden können. Schade nur, daß er ſo jung geſtor-

ben iſt, zumal, da er noch außerdem ſeiner Zeit den Gefallen gethan und katholiſch geworden iſt. Sind ja doch ſchon, wie die Zeitungen beſagten, Jungfrauen und Studenten rudelweiſe zu ſeinem Grabe gewallfahrtet und haben ihm mit vollen Händen Blumen geſtreut. Das nenn' ich einen guten Anfang, und es läßt ſich davon ſchon etwas für die Folge erwarten. Da ich nur wenig Zeitungen leſe, ſo erſuche ich meine anweſenden Freunde, wenn etwas weiter von dieſer Art, was von Wichtigkeit, eine Kanoniſirung oder dergleichen vorfallen ſollte, mich davon ſogleich in Kenntniß zu ſetzen. Ich meinerſeits bin damit zufrieden, daß man bei meinen Lebzeiten alles nur erdenkliche Böſe von mir ſagt; nach meinem Tode aber ſollen ſie mich ſchon in Ruhe laſſen, weil der Stoff ſchon früher erſchöpft iſt, ſodaß ihnen wenig oder nichts übrigbleiben wird. Tieck war auch eine Zeitlang Imperator; aber es währte nicht lange, ſo verlor er Scepter und Krone. Man ſagt, es ſei etwas zu Titusartiges in ſeiner Natur, er ſei zu gütig, zu milde geweſen; das Reich aber fodere in ſeinem jetzigen Zuſtande Strenge, ja, man möchte wohl ſagen, eine faſt barbariſche Größe. Nun kamen

die Schlegel ans Regiment; da ging's beſſer! Auguſt Schlegel, ſeines Namens der Erſte, und Friedrich Schlegel der Zweite — die beiden regierten mit dem gehörigen Nachdrucke. Es verging kein Tag, wo nicht irgend Jemand ins Exil geſchickt, oder ein paar Executionen gehalten wurden. So iſt's Recht. Von dergleichen iſt das Volk ſeit undenklichen Zeiten ein großer Liebhaber geweſen. Vor Kurzem hat ein jungen Anfänger den Friedrich Schlegel irgendwo als einen deutſchen Hercules aufgeführt, der mit ſeiner Keule im Reiche herumginge und Alles todtſchlüge, was ihm irgend in den Weg käme. Dafür hat jener muthige Imperator dieſen jungen Anfänger ſeinerſeits ſogleich in den Adelſtand erhoben und ihn ohne Weiteres einen Heroen der deutſchen Literatur genannt. Das Diplom iſt ausgefertigt; Ihr könnt Euch darauf verlaſſen, ich habe es ſelber geleſen. Dotationen, Domainen, ganze Fächer in Gelehrtenzeitungen, die ſie ihren Freunden zum Recenſiren verſchaffen, ſind auch nicht ſelten; die Feinde aber werden oft heimlich aus dem Wege geräumt, indem man ihre Schriften beiſeite legt und ſie lieber gar nicht anzeigt. Da wir nun im Deutſchen ein ſehr gedul-

diges Publicum haben, das nichts lieſt, als was zuvor recenſirt iſt, ſo iſt dieſe Sache gar ſo übel nicht ausgeſonnen. Das Beſte noch bei der ganzen Sache iſt denn aber doch immer das Ungefährliche. Z. B. es legt ſich Einer jetzt Abends als Imperator geſund und vergnügt zu Bette. Des andern Morgens darauf erwacht er und ſieht mit Erſtaunen, daß die Krone von ſeinem Haupte hinweg iſt. Ich geb' es zu, es iſt ein ſchlimmer Zufall; aber der Kopf, ſofern der Imperator überhaupt einen hatte, ſitzt doch noch immer auf derſelben Stelle, und das iſt, meines Erachtens, baarer Gewinn. Wie häßlich dagegen iſt es von den alten Imperatoren zu leſen, wenn ſie dutzendweiſe in der römiſchen Geſchichte erdroſſelt und nachher in die Tiber geworfen werden. Ich meinerſeits gedenke, wofern ich auch Reich und Scepter verlieren ſollte, hier ruhig an der Ilm auf meinem Bette zu ſterben. Von unſern Reichsangelegenheiten und beſonders von Imperatoren weiter zu ſprechen: ein andrer junger Dichter in Jena iſt auch zu früh geſtorben. Imperator konnte der zwar nicht werden, aber Reichsverweſer, Major Domus oder ſo etwas, das wär' ihm nicht entgangen. Wo nicht, ſo ſtand ihm

noch immer als einem der erſten Heroen in der deutſchen Literatur ein Platz offen. Eine Pairskammer zu ſtiften, wozu Vermögen gehört, wäre überhaupt in der deutſchen Literatur kein verwerflicher Gedanke. Hätte jener nur ein paar Jahre länger in Jena gelebt, ſo könnte er Pair des Reiches geworden ſeyn, ehe er ſich umſah. So aber, wie geſagt, ſtarb er zu frühe. Das war allerdings übereilt. Man ſoll ſich, wie es der raſche Gang unſerer neueſten Literatur fordert, ſo ſchnell als möglich mit Ruhm, aber ſo langſam als möglich mit Erde bedecken. Das iſt Grundſatz. Mit der Herausgabe von einigen Sonetten und ein paar Almanachen iſt die Sache noch keineswegs gethan. Die literariſchen Freunde des jungen Mannes haben zwar in öffentlichen Blättern verſichert, ſeine Sonetten würden auch lange nach ſeinem Tode noch fortleben; ich habe mich aber nachher nicht weiter danach erkundigt, kann daher auch nicht ſagen, ob es in Erfüllung gegangen iſt, oder wie es ſich überhaupt mit dieſer Sache verhält.“

„Als ich noch jung war, hab' ich mir freilich von verſtändigen Männern ſagen laſſen, es arbeite oft ein

ganzes Zeitalter daran, um einen einzigen tüchtigen, großen Maler oder Dichter hervorzubringen; aber das iſt lange her. Jetzt geht das Alles viel leichter von Statten. Unſre jungen Leute wiſſen das beſſer einzurichten und ſpringen mit ihrem Zeitalter um, daß es eine Luſt iſt. Sie arbeiten ſich nicht aus dem Zeitalter heraus, wie es eigentlich ſeyn ſollte, ſondern ſie wollen das ganze Zeitalter in ſich hineinarbeiten; und wenn ihnen das nicht nach Wunſche glückt, ſo werden ſie über die Maßen verdrießlich und ſchelten die Gemeinheit eines Publicums, dem in ſeiner gänzlichen Unſchuld eigentlich Alles recht iſt. Neulich beſuchte mich ein junger Mann, der ſoeben von Heidelberg zurückkehrte; ich konnte ihn kaum über neunzehn Jahre ſchätzen. Dieſer verſicherte mich im vollen Ernſte, er habe nunmehr mit ſich abgeſchloſſen, und da er wiſſe, worauf es eigentlich ankomme, ſo wolle er künftighin ſo wenig wie möglich leſen, dagegen aber in geſellſchaftlichen Kreiſen ſeine Weltanſichten ſelbſtändig zu entwickeln ſuchen, ohne ſich durch fremde Sprachen, Bücher und Hefte irgend darin hindern zu laſſen. Das iſt ein prächtiger Anfang! Wenn Jeder nur erſt wieder von Null ausgeht, da müſſen die

Fortſchritte in kurzer Zeit außerordentlich bedeutend werden."

So ergetzlich pflegte Goethe die Gebrechen der Zeit durchzunehmen. Wir werden in der Folge noch mehr dergleichen humoriſtiſche Züge und Schwänke von ihm vernehmen, jedoch mehr praktiſcher Art.

VI.

Goethe's Verhältniſſe zu ausgezeichneten Zeitgenoſſen und Urtheile über ſie.

1. Goethe und der Herzog von Weimar.

Der edle Herzog von Weimar war am 14. Okt. 1806 dem Rufe der Ehre unter Preußens Fahnen gefolgt. Die Schlacht von Jena, deren Verluſt das Schickſal des ganzen nördlichen Deutſchlands entſchied, brachte auch unſerm kleinen Orte die größte Gefahr. Indem ſich die Entſcheidung dieſes blutigen Schauſpieles langſam aus den Bergen von Jena zu uns herüberzog, endete es zuletzt am Abend deſſelbigen Tages in den Straßen von Weimar. Tumult, Brand und eine dreitägige Plünderung ſtellten ſich bald als unmittelbare Folgen dieſes furchtbaren Ereigniſſes ein. Die Franzoſen benutzten ihr Kriegsglück aufs glän-

zendſte. Magdeburg fiel ſchneller, als der Kaiſer ſelbſt es erwartet hatte. Blücher focht zwar heldenmüthig auf dem Markte und in den Straßen von Lübeck, ohne daß jedoch dieſe Weiſſagung von dem künftigen Heldenmuthe der Preußen — die Napoleon, durch die Schlacht von Jena verwegen gemacht, entweder nicht verſtehen wollte, oder nicht verſtehen konnte — damals eine günſtige Wendung für das Ganze herbeizuführen im Stande war.

Der Herzog von Weimar, nachdem ſeine Reſidenz bereits von den zweimal ſtärkern Feinden beſetzt und von allen Seiten überſchwemmt war, fuhr fort, das ihm anvertraute königliche Reitervolk ebenſo glücklich als ſtandhaft über die Elbe zu geleiten. Die Gegenwart eines ſo entſchloſſenen Heerführers rettete dies Corps aus der allgemeinen Verwirrung; denn Muthloſigkeit hatte ſich damals ſelbſt der Beſſern bemeiſtert, und der kleinmüthig wiederholte Ruf, daß Alles verloren ſei, jagte die ſonſt ſo tapfern Preußen, noch ehe die Franzoſen erſchienen, in die Flucht. Laßt uns dieſes nicht verheimlichen; denn wir haben jetzt Ehre davon, daß es einſt ſo mit uns beſtellt war. Wenn Blücher, wenn der Herzog von

Weimar nicht ebenfalls, durch ſolchen hohen Waffenglanz geblendet, jede weitere Vertheidigung augenblicklich aufgab, wurde dies beſonders dem Letztern, deſſen Land und Leute ſchon unter Botmäßigkeit der Franzoſen ſtanden, ſobald es in der feindlichen Armee bekannt wurde, als ein unzeitiger Trotz ausgelegt.

Schon vor der Schlacht von Jena hörte man hier und da die heftigſten Drohungen wider den Herzog ausſtoßen. Sobald man nach Weimar komme, hieß es, wolle man daſelbſt keinen Stein auf dem andern laſſen. Der Herzog müſſe Krone und Scepter dafür verlieren, daß er die Verwegenheit gehabt, gegen den mächtigſten Kaiſer der Erde, dem das Schickſal eine Welt zu Füßen gelegt, das Schwert zu ziehen und als Widerſacher aufzutreten. Unter dieſen Umſtänden war allerdings nur wenig Erfreuliches für uns zu erwarten. Auch floh Alles, was irgend fliehen konnte. Nur die Gemahlin des regierenden Herzogs, Frau Louiſe, geborne Prinzeſſin von Heſſen-Darmſtadt, blieb allein im Schloſſe zurück. In der Mitte ihres Volkes, unter Brand und Plünderung empfing ſie gelaſſen den Beherrſcher der Welt, und die Faſſung einer großen weiblichen Seele, die ſie ihm in dieſen

entſcheidenden Augenblicken entgegenſetzte, nöthigte ihm Achtung und Ehrfurcht ab. Häufig erſchienen vor ihr die Boten jener verhängnißvollen Schlacht, während dieſelbe noch im Gange war und mit abwechſelndem Erfolge in den Bergen von Jena bis nach Auerſtädt von früh bis Nachmittag geſtritten wurde.

Es war den 14. Oktober des Jahres 1806, Morgens um halb ſieben Uhr, als der Donner des groben Geſchützes die Einwohner von Weimar plötzlich aus ihrem Schlafe weckte. Der Schall brach ſich im Winde; alle Fenſter in den Häuſern klirrten und ſchütterten, und eine allgemeine Beſtürzung verbreitete ſich durch die ganze Stadt. Jung und Alt lief in die Straßen, auf die Anhöhen, auf die Thürme, vor die Thore, und wo immer ſonſt das Rollen des Kanonendonners, der von Zeit zu Zeit näher kam, der Furcht ſowie der Hoffnung günſtige oder ungünſtige Muthmaßungen erlaubte. Schnell wechſelten die Ereigniſſe. Bald ſprengten verirrte Reiterhaufen durch die Stadt und verſicherten im Fluge, daß der Sieg unſer ſei. Ein anderal erſchien ein Trupp franzöſiſcher Gefangener, den das Volk und die zurückgebliebenen Soldaten, wofern nicht von ihren ein-

ſichtsvollern Vorgeſetzten daran verhindert, in ihrem erträumten Siegestaumel gar zu gern gemishandelt hätten. Aber ein edler preußiſcher Offizier litt es nicht. Er zog vielmehr einen Thaler aus der Taſche und gab ihn einem verwundeten und blutenden franzöſiſchen Jäger mit den Worten: „Buvez, à la santé de votre Empereur!“ (Trink eins auf die Geſundheit deines Kaiſers!) Den franzöſiſchen Gefangenen folgten nur allzubald quer über ihre Pferde hangende, tödtlich verwundete preußiſche Reiter. Noch war die Menge mit dieſen traurigen Eindrücken beſchäftigt, ſo ſtürzten, von Pulverrauch rußig und blutig zugleich von der Schlacht, mit ſo ſchwarzen Geſichtern, als ob ſie mit Trauerflor verhangen wären, mehrere Artilleriſten truppweiſe durch das Kegelthor in die Stadt und verbreiteten überall, wo ſie hinkamen, Furcht und Entſetzen durch ihren grauſenerregenden Anblick; denn ängſtlich, wie ſie ſich mit ganz verſtörten Geſichtszügen von Zeit zu Zeit umſahen, und grauſam zugerichtet von Säbelhieben und Lanzenſtichen, wie ſie bereits waren, ſah man es ihnen wohl an, daß der Tod ihnen dicht auf der Ferſe nachfolgte. Er war auch wirklich nicht weit. Das

Webicht, die Alleen, die dahinführen, ſowie die große Heerſtraße von Jena nach Weimar erfüllte ein tauſendſtimmiges Kriegsgeſchrei, aus dem man zuweilen das Getös von Reiſigen und Roſſen, das Trommeln, den Drommetenruf, den Hufſchlag und das Wiehern der Pferde unterſcheiden konnte. Das Schießen hörte zuletzt gänzlich auf, und jene furchtbare Pauſe trat ein, wo die dem Feinde nachſetzende Reiterei ſeine Reihen durchbricht und in denſelben ein ſtillverderbliches Gemetzel anrichtet. Erſt in der Nähe von Weimar pflanzten die Franzoſen, um die Stadt zu beſchießen, wieder einige Stücke auf unſern Anhöhen auf. Es war ein ſtill heiterer Oktobertag. Auf den Straßen von Weimar ſchien Alles ausgeſtorben. Die Einwohner zogen ſich in die Häuſer zurück. Dazwiſchen rollten die einzelnen Schläge des bei Oberweimar aufgeſtellten Geſchützes. Die Kugeln ſauſten durch die Luft und ſchlugen nicht ſelten in die Häuſer ein. In den Zwiſchenräumen hörte man z. B. auf der Esplanade die Vögel auf das lieblichſte ſingen, und dieſer tiefe Friede der Natur bildete mit jenen Schreckensſcenen einen erſchütternd grauſenden Contraſt. Doch ich muß hier abbrechen und gedenke den Pin-

ſel zu dieſem dunkeln Gemälde an einem andern Orte wieder aufzunehmen. Franzöſiſche Chaſſeurs waren es, die zuerſt den Markt von Weimar beſetzten; dieſen folgte das Fußvolk in Menge nach. An keine Ordnung war nun weiter zu denken. Die Plünderung nahm förmlich ihren Anfang. Der Schall von eingeſchlagenen Thüren, das Geſchrei der Einwohner war in allen Straßen zu hören. Hier bemerke ich nur, daß zu Abend um ſieben Uhr, wo die dem Schloſſe gegenüberſtehenden Häuſer in Feuer aufgingen, der Widerſchein davon ſo hell war, daß man auf dem Schloßhofe ſowol als auf dem Markte Geſchriebenes dabei leſen konnte. Jedermann konnte nicht anders glauben, als die Franzoſen wollten ihre Drohungen erfüllen und die ganze Stadt einäſchern. Als ſich nun plötzlich um dieſelbe Zeit die Sage verbreitete, daß die Frau Herzogin Louiſe noch im Schloſſe ſei, machte dies einen ſolchen Eindruck auf das Herz der Bürger, daß, wo irgend ein paar derſelben in ihrem Herzeleide ſich begegneten, ſie vor Freude einander über dieſe Nachricht in die Arme ſanken. Wie wohlthätig überhaupt dies Bild edler Fürſten- und Frauengröße damals von oben bis unten gewirkt, was es

verhindert und was es zusammengehalten hat, davon soll ebenfalls an einem andern Orte die Rede seyn, weil es billig, ja bei der schnellen Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge höchst lobenswerth ist, daß Diejenigen, so in einer stürmischen Zeit als Leitsterne vorgeleuchtet, zum Muster aufgestellt, auch bei der spätesten Nachwelt unvergessen bleiben. Eine völlig verschiedene Ansicht war es indessen, die sich der Franzosen über alle diese Gegenstände bemächtigt hatte. Der schwer beleidigte Kaiser verstattete zwar dem Herzoge die Rückkehr in seine Staaten, aber nicht ohne das höchste Mistrauen in ihn zu setzen, sodaß der edle, offne deutsche Mann von diesem Augenblicke an von allen Seiten mit Horchern, sogar an seiner eigenen Tafel umstellt war. Da mich um diese Zeit meine Geschäfte oftmals nach Berlin und Erfurt führten, gaben mir die dortigen höhern Behörden nicht selten Bemerkungen anzuhören, von denen ich gewiß war, daß man sie als Resultate der dort gehaltenen geheimen Polizeiregister dem Kaiser vorlegte, und die ich eben deshalb dem Herzoge nicht verschweigen durfte. Mit wörtlicher Treue, wie ich sie empfangen hatte, setzte ich sie schriftlich auf, um sie höhern Orts zu

übergeben. Bei dieſer Gelegenheit hat Goethe eine ſo ſchöne perſönliche Anhänglichkeit für den Herzog an den Tag gelegt, daß ich mir ein Gewiſſen daraus machen würde, dem deutſchen Publicum dies ſchöne Blatt aus der Lebensgeſchichte ſeines großen Dichters vorzuenthalten. Es geſchah um dieſe Zeit häufig genug, wenn ich Goethe beſuchte, daß die bedenklichen Zeitumſtände — in welche ich ſelbſt damals, nicht aber zum Unglück, ſondern, wofür ich Gott herzlich danke, zum Segen des Landes, das ich bewohnte, handelnd verflochten war — mit männlicher Umſicht von uns nach allen Seiten durchſprochen wurden. So kam denn auch diesmal, als ich Goethe nach meiner Zurückkunft von Erfurt in ſeinem Garten beſuchte, die Rede auf die Beſchwerden der franzöſiſchen Regierung. Ich theilte ſie ihm Punkt für Punkt und ſo mit, wie ſie auch nach dieſem der Herzog unverändert geleſen hat.

Es ſei bekannt, hieß es unter Anderm in dieſer Schrift, daß der Herzog von Weimar dem feindlichen General Blücher, der ſich zu Hamburg mit ſeinen Offizieren nach der Niederlage von Lübeck in der größten Verlegenheit befunden, 4000 Thaler auf Wechſel vorgeſchoſſen habe. Ebenſo wiſſe Jedermann, daß

ein preußiſcher Offizier, der Hauptmann v. Ende (jetzo Gouverneur in Köln), als Hofmarſchall bei der Frau Großfürſtin angeſtellt ſei. Es ſei nicht zu leugnen, daß die Anſtellung ſo vieler preußiſchen Offiziere ſowol im Militair- als Civilfach, deren Geſinnungen bekanntlich nicht die beſten ſeien, für Frankreich etwas Beunruhigendes mit ſich führe. Schwerlich werde es der Kaiſer billigen, oder jemals zugeben, daß man mitten im Herzen des Rheinbundes gleichſam eine ſtillſchweigende Verſchwörung wider ihn anlege. Sogar zum Hofmeiſter ſeines Sohnes, des Prinzen Bernhard, habe man einen ehemaligen preußiſchen Offizier, den Herrn v. Rühl (nachmals preußiſchen General), gewählt; Herr v. Müffling, ebenfalls gedienter Offizier und Sohn des preußiſchen Generals dieſes Namens (dermalen im preußiſchen Generalſtabe), ſei mit großem Gehalte in Weimar als Präſident eines Landescollegiums angeſtellt; der Herzog ſtehe mit demſelben in einem vertrauten perſönlichen Umgange, und es ſei natürlich, daß alle ſolche Verbindungen nur dazu dienten, einen ohnehin ſchlecht genug verheimlichten Groll gegen Frankreich zu nähren. Es ſcheine, daß man gleichſam Alles abſichtlich hervor-

ſuche, um den Zorn des Kaiſers, der doch Manches von Weimar zu vergeſſen habe, aufs Neue zu reizen und herauszufodern. Unvorſichtig wenigſtens ſeien die Schritte des Herzogs in einem hohen Grade, wenn man ihnen auch nicht geradesweges eine böſe Abſicht unterlegen wolle. So habe derſelbe auch den Herzog von Braunſchweig, den Todfeind Frankreichs, nebſt Herrn v. Müffling, nach dem Gefechte von Lübeck zu Braunſchweig auf ſeinem Durchmarſche beſucht.

„Genug!“ fiel mir Goethe, als ich bis dahin geleſen hatte, mit flammendem Geſichte ins Wort. „Was wollen ſie denn, dieſe Franzoſen? Sind ſie Menſchen? Warum verlangen ſie geradeweg das Unmenſchliche? Was hat der Herzog gethan, was nicht lobens- und rühmenswerth iſt? Seit wann iſt es denn ein Verbrechen, ſeinen Freunden und alten Waffenkameraden im Unglück treu zu bleiben? Iſt denn eines edeln Mannes Gedächtniß ſo gar nichts in euern Augen? Warum muthet man dem Herzoge zu, die ſchönſten Erinnerungen ſeines Lebens, den ſiebenjährigen Krieg, das Andenken an Friedrich den Großen, der ſein Oheim war, kurz alles Ruhmwürdige des uralten deutſchen Zuſtandes, woran er ſelbſt ſo thätig An-

theil nahm, und wofür er noch zuletzt Krone und Scepter aufs Spiel setzte, den neuen Herren zu gefallen, wie ein verrechnetes Exempel plötzlich über Nacht mit einem nassen Schwamme von der Tafel seines Gedächtnisses hinwegzustreichen? Steht denn euer Kaiserthum von gestern schon auf so festen Füßen, daß ihr keine, gar keine Wechsel des menschlichen Schicksales in Zukunft zu befürchten habt? Von Natur zu gelassener Betrachtung der Dinge aufgelegt, werde ich doch grimmig, sobald ich sehe, daß man dem Menschen das Unmögliche abfodert. Daß der Herzog verwundete, ihres Soldes beraubte preußische Offiziere unterstützt, daß er dem heldenmüthigen Blücher nach dem Gefecht von Lübeck einen Vorschuß von 4000 Thalern machte, das wollt ihr eine Verschwörung nennen? das gedenkt ihr ihm übel auszulegen? Setzen wir den Fall, daß heute oder morgen Unglück bei eurer großen Armee einträte: was würde wol ein General oder ein Feldmarschall in den Augen des Kaisers werth seyn, der gerade so handelte, wie unser Herzog in dem vorliegenden Falle wirklich gehandelt hat? Ich sage euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! Er muß so handeln! Er

thäte ſehr Unrecht, wenn er je anders handelte! Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Scepter verlieren, wie ſein Vorfahr, der unglückliche Johann, ſo ſoll und darf er doch um keine Hand breit von dieſer edeln Sinnesart und Dem, was ihm Menſchen- und Fürſtenpflicht in ſolchen Fällen vorſchreibt, abweichen. Unglück! Was iſt Unglück? Das iſt ein Unglück, wenn ſich ein Fürſt dergleichen von Fremden in ſeinem eigenen Hauſe muß gefallen laſſen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme, wohin es mit jenem Johann einſt gekommen iſt, daß beides, ſein Fall und ſein Unglück, gewiß wäre, ſo ſoll uns auch das nicht irre machen, ſondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unſern Herrn, wie jener Lukas Kranach dem ſeinigen, ins Elend begleiten und treu an ſeiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn ſie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufſchlagen und zu einander ſprechen: das iſt der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der franzöſiſche Kaiſer ſeines Thrones entſetzt hat, weil er ſeinen Freunden ſo treu im Unglück war; weil er den Herzog von Braunſchweig, ſeinen Oheim, auf dem

Todbette beſuchte; weil er ſeine alten Waffenkameraden und Zeltbrüder nicht wollte verhungern laſſen!" Hier rollten ihm die Thränen ſtromweiſe von beiden Backen herunter; alsdann fuhr er nach einer Pauſe, und ſobald er wieder einige Faſſung geſammelt, fort: „Ich will ums Brot ſingen! Ich will ein Bänkelſänger werden und unſer Unglück in Liedern verfaſſen! Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt iſt; die Schande der Deutſchen will ich beſingen, und die Kinder ſollen mein Schandlied auswendig lernen, bis ſie Männer werden, und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf- und euch von dem euern heruntersingen! Ja, ſpottet nur des Geſetzes, ihr werdet doch zuletzt an ihm zu Schanden werden! Komm an, Franzos! Hier oder nirgend iſt der Ort mit dir anzubinden! Wenn du dieſes Gefühl dem Deutſchen nimmſt oder es mit Füßen trittſt, was Eins iſt, ſo wirſt du dieſem Volke bald ſelbſt unter die Füße kommen! Ihr ſeht, ich zittere an Händen und Füßen. Ich bin lange nicht ſo bewegt geweſen. Gebt mir dieſen Bericht! Oder nein, nehmt ihn ſelbſt! Werft ihn ins Feuer! Verbrennt ihn! Und wenn Ihr ihn ver-

brannt habt, ſammelt die Aſche und werft ſie ins Waſſer! Laßt es ſieden, brodeln und kochen! Ich ſelbſt will Holz dazu herbeitragen, bis Alles zerſtiebt iſt, bis jeder, auch der kleinſte Buchſtabe, jedes Komma und jeder Punkt in Rauch und Dunſt davonfliegt, ſodaß auch nicht ein Stäubchen davon auf deutſchem Grund und Boden übrigbleibt! Und ſo müſſen wir es auch einſt mit dieſen übermüthigen Fremden machen, wenn es je beſſer mit Deutſchland werden ſoll."

Ich brauche kein Wort zu dieſem wahrhaft männlichen Geſpräche hinzuzuſetzen, das ebenſo ehrend für Goethe als für den Herzog iſt.

Als ich Goethe beim Abſchiede umarmte, ſtanden auch mir die Augen voll Thränen.

---

2. Goethe über Leſſing und Heinrich v. Kleiſt.

Einſt kam das Geſpräch auf Kleiſt und deſſen „Käthchen von Heilbronn." Goethe tadelt an ihm die nordiſche Schärfe des Hypochonders; es ſei einem gereiften Verſtande unmöglich, in die Gewaltſamkeit

solcher Motive, wie er sich ihrer als Dichter bediene, mit Vergnügen einzugehen. Auch in seinem „Kohlhaas," artig erzählt und geistreich zusammengestellt, wie er sei, komme doch Alles gar zu ungefüg. Es gehöre ein großer Geist des Widerspruches dazu, um einen so einzelnen Fall mit so durchgeführter, gründlicher Hypochondrie im Weltlaufe geltend zu machen. Es gebe ein Unschönes in der Natur, ein Beängstigendes, mit dem sich die Dichtkunst bei noch so kunstreicher Behandlung weder befassen, noch aussöhnen könne. Und wieder kam er zurück auf die Heiterkeit, auf die Anmuth, auf die fröhlich bedeutsame Lebensbetrachtung italienischer Novellen, mit denen er sich damals, je trüber die Zeit um ihn aussah, desto angelegentlicher beschäftigte.

Dabei brachte er in Erinnerung, daß die heitersten jener Erzählungen ebenfalls einem trüben Zeitraume, wo die Pest regierte, ihr Daseyn verdankten. „Ich habe ein Recht," fuhr er nach einer Pause fort, „Kleist zu tadeln, weil ich ihn geliebt und gehoben habe; aber sei es nun, daß seine Ausbildung, wie es jetzt bei Vielen der Fall ist, durch die Zeit gestört wurde, oder was sonst für eine Ursache zum Grunde liege; genug

er hält nicht, was er zugesagt. Sein Hypochonder ist gar zu arg; er richtet ihn als Menschen und Dichter zu Grunde. Sie wissen, welche Mühe und Proben ich es mir kosten ließ, seinen „Wasserkrug" aufs hiesige Theater zu bringen. Daß es dennoch nicht glückte, lag einzig in dem Umstande, daß es dem übrigens geistreichen und humoristischen Stoffe an einer rasch durchgeführten Handlung fehlt. Mir aber den Fall desselben zuzuschreiben, ja, mir sogar, wie es im Werke gewesen ist, eine Ausfoderung deßwegen nach Weimar schicken zu wollen, deutet, wie Schiller sagt, auf eine schwere Verirrung der Natur, die den Grund ihrer Entschuldigung allein in einer zu großen Reizbarkeit der Nerven oder in Krankheit finden kann. Das Käthchen von Heilbron," fuhr er fort, indem er sich zu mir wandte, „da ich Ihre gute Gesinnung für Kleist kenne, sollen Sie lesen und mir die Hauptmotive davon wiedererzählen. Nach diesem erst will ich einmal mit mir zu Rathe gehen, ob ich es auch lesen kann. Beim Lesen seiner „Penthesilea" bin ich neulich gar zu übel weggekommen. Die Tragödie grenzt in einigen Stellen völlig an das Hochkomische, z. B. wo die Amazone mit Einer Brust auf dem

Theater erscheint und das Publicum versichert, daß alle ihre Gefühle sich in die zweite, noch übriggebliebene Hälfte geflüchtet hätten; ein Motiv, das auf einem neapolitanischen Volkstheater im Munde einer Colombine, einem ausgelassenen Polichinell gegenüber, keine üble Wirkung auf das Publicum hervorbringen müßte, wofern ein solcher Witz nicht auch dort durch das ihm beigesellte widerwärtige Bild Gefahr liefe, sich einem allgemeinen Misfallen auszusetzen."

Von Lessing's Verdienst, Talent und Scharfsinn, und wie derselbe allem höhern dramatischen Bestreben in Deutschland, Friedrich dem Großen, Voltaire, Gottsched und allen Verehrern des französischen Theaters gegenüber, in seiner „Hamburgischen Dramaturgie" die Bahn brach und zugleich durch Einführung des Shakspeare eine neue Periode begründete, die mit dem künftigen Aufschwunge unserer Literatur aufs innigste zusammenhing, sprach Goethe mit der größten Anerkennung. Als Exposition habe vielleicht die ganze neue dramatische Kunst nichts so Unvergleichliches aufzuweisen, als die ersten beiden Aufzüge der „Minna von Barnhelm," wo Schärfe des Charakters, ursprünglich deutsche Sitte mit einem

raſchen Gange in der Handlung aufs innigſte verbunden ſei. Nachher ſinke freilich das Stück und vermöge kaum nach dem einmal angelegten Plane ſich in ſolcher Höhe zu behaupten; das könne aber dies Lob weder ſchmälern, noch ſolle man es deßhalb zurücknehmen. In der „Emilie Galotti" ſei ebenfalls das Motiv meiſterhaft und zugleich höchſt charakteriſtiſch, daß der Kammerherr dem Prinzen Emilie Galotti ſicher auf ſeinem Wege zugeführt haben würde; daß aber der Prinz dadurch, daß er in die Kirche geht und in den Handel hineinpfuſcht, dem Marinelli und ſich ſelber das Spiel verdirbt. Nicht immerdar ſchön ſei die Art, wie Leſſing das Schickſal in der „Emilie Galotti" einführt. Ein Billet, das der Prinz an ſeine ehemalige Geliebte, die Gräfin Orſina, ſchrieb, und worin er ſich ihren Beſuch auf morgen verbittet, wird eben dadurch, daß es zufällig liegen blieb — wenn Zufall, wie die Gräfin ſelbſt ſogleich hinzuſetzt, in ſolchen Dingen nicht Gotteslästerung genannt werden müßte — die gelegentliche Urſache, daß die gefürchtete Nebenbuhlerin, weil man ihr nicht abgeſagt, gerade in demſelben Augenblicke ankommt, wo Graf Appiani erſchoſſen, die Braut in das Luſtſchloß

des Fürſten durch Marinelli eingeführt und ſo dem Mörder ihres Bräutigams in die Hände geliefert wird. „Dies ſind Züge einer Meiſterhand, welche hinlänglich beurkunden, wie tiefe Blicke Leſſing in das Weſen der dramatiſchen Kunſt vergönnt waren. Auch ſeid verſichert, wir wiſſen recht wohl, was wir ihm und ſeines Gleichen, insbeſondere Winckelmann, ſchuldig ſind.“

---

3. Goethe und Lenz.

Die angehende Regierung des Herzogs von Weimar war eine herrliche Zeit für Weimar und ganz Deutſchland. Alle Genies aus Oſten und Weſten ſtrömten zu dem neuen Muſenſitze herbei und glaubten ſämmtlich, dort gleich Goethe, Herder und Wieland eine Freiſtatt zu finden. Bertuch, der Vater, der damals Schatzmeiſter beim Herzoge war, ſprach ſpäter mit Vergnügen von einer eigenen Rubrik in ſeinen Rechnungen, die er damals beſonders anlegen mußte, und die faſt nichts als Hoſen, Weſten, Strümpfe und Schuhe für deutſche Genies enthielt, welche, ſchlecht mit dieſen Artikeln verſehen, zu Wei-

mars Thoren einwanderten. Die Jugend des Herzogs und Goethe's Muthwille wußten ſich aus dieſen Umſtänden gar manche ergetzliche Auftritte zu bereiten.

Um dieſe Zeit geſchah es auch, daß Lenz, ein früher und genialer Jugendfreund Goethe's, nach Weimar kam, als eben dieſer und der Herzog zufällig nicht zugegen waren. Er ſteigt im Gaſthofe zum Erbprinzen ab, und hört daſelbſt bald, daß heute Abend am Hofe ein bal paré ſeyn ſolle. Bal paré oder bal masqué, das kam in Lenz's Ohren auf ein und daſſelbe heraus; denn er dachte deutſch, und haßte die franzöſiſche Sprache als allen gebildeten Deutſchen anhaftende Erbſünde. Dem Dinge ſollſt du doch beiwohnen, denkt er bei ſich, und weil dazu weiter nichts als ein ſchwarzer Domino und eine Maske gehört, ſo läßt er ſich beides durch den Marqueur kommen, der ihn zwar mit großen Augen anſieht, aber doch thut, was der fremde Herr ihm geheißen hat. Sobald die Stunde ſchlägt, geht Lenz wirklich in dieſem Aufzuge an den Hof. Man denke ſich das Erſtaunen der zum Tanze fröhlich geſchmückten Herren und Damen, als plötzlich ein ſchwarzer Domino in ihrer Mitte erſcheint. Lenz bemerkt es

indeß noch immer nicht, was für eine Rolle er hier ſpielt. Er geht vielmehr voll Zutrauen in den engen Kreis der Zuſchauer und fodert eins der vornehmſten Fräulein zum Tanze auf. Dieſe aber erkundigte ſich, wie zu erwarten ſtand, zuvor nach ſeinem Namen und Charakter, wie man es an den Thoren nennt, und da er ihr kurzhin antwortet: „Ich bin Lenz,“ ſo ſchlägt ſie ihm, da dies kein ebenbürtiger Name iſt, unter ſolchen Umſtänden den Tanz ebenſo kurz ab; das heißt in der Kunſtſprache: ſie bedauert u. ſ. w. Glücklicherweiſe erſcheint inzwiſchen Goethe, als die Verwirrung aufs höchſte geſtiegen iſt. Dieſer erkennt ſogleich in dem Domino den längſt erwarteten, alten, wunderlich humoriſtiſchen Freund. Er läßt Lenz alsbald auf die Gallerie rufen, die an den Saal ſtößt, und nach der erſten freudigen Wiedererkennung hebt er an: „Aber ſag mir nur zum Teufel, was Dir einfällt, in einem Zirkel bei Hof zu erſcheinen, wo Dich kein Menſch eingeladen hat, und noch dazu in einem ſolchen Aufzuge?“ — „Geladen oder ungeladen,“ verſetzte der über ſeinen Koeb noch immer etwas entrüſtete Lenz, „das iſt all Eins! Es iſt ein Maskenball, und da, denk' ich, hat Jeder freien Zutritt.“ —

„Was, Maskenball?“ fällt ihm Goethe hier aufs Neue ins Wort; „bal paré, Kind, oder vielmehr Kindeskopf, daß Du das nicht unterſcheiden kannſt!“ — „Nun meinetwegen bal paré oder bal masqué!“ brummte Lenz in den Bart. „Was ſchiert mich all Euer haarfeiner Diſtinctionskram und all Euer verwünſchter franzöſiſcher Schnickſchnack! Ich meinerſeits bekomme jedesmal ein Fieber, ſo oft ich nur ein Wort Welſch höre, wie ein welſcher Hahn, der kaudert, ſobald er Roth ſieht. Sind Eure Ohren mit reinerm Taufwaſſer, als die meinigen, ausgewaſchen, ſo dankt Gott dafür; nur ſollt Ihr mich mit all' ſolchen höfiſchen Geſchichten ein für allemal ungeſchoren laſſen, wenn Ihr nicht wollt, daß ich ſogleich wieder umkehren und mein Bündel ſchnüren ſoll. Ja, wenn es nur noch eine Sprache wäre, die ſie ſprächen, kurz, laut und verſtändlich, wie unſere; aber ſo ſchnarren ſie durch die Naſe, wie eine Sackpfeife, und kein ehrlicher Deutſcher kann aus dem Zeuge, das ſie in Menge vorbringen, klug werden.“

Goethe und Wieland, den Lenz ſelbſt wegen ſeiner großen Vorliebe für die franzöſiſche Literatur als einen halben Franzoſen betrachtete, ſuchten den auf-

gebrachten Lenz möglichſt zu beſänftigen. Sie verließen bald darauf ſämmtlich den Hof, aber nicht ohne den Stoff zu einer geiſtreich fröhlichen Abendunterhaltung mitzunehmen.

Um dieſelbe Zeit wurde auch ein Liebhabertheater in Weimar eröffnet, woran Goethe, Corona Schröter, Bertuch, v. Einſiedel und Andere den lebhafteſten und thätigſten Antheil nahmen. Einſt ſpielte man „Den eiferſüchtigen Ehemann.“ Die Rolle des Liebhabers in dieſem Stücke war dem Herrn v. Einſiedel zugefallen. Unglücklicherweiſe aber überfiel dieſen, kurz vor der Aufführung, eine Unpäßlichkeit. Die Rolle war in ſo kurzer Zeit nicht wieder zu beſetzen, und zum größten Verdruſſe aller übrigen Mitſpielenden ſtockte nun das Ganze. Da ſchlug ſich, mehr beherzt und gutmüthig, als in ſolchen Dingen gewandt, ein verwegener ſächſiſcher Rittmeiſter ins Mittel und übernahm die Rolle. Am dritten Tage kam er zum Herrn v. Einſiedel und ließ ſich dieſelbe überhören. Es ging leidlich, beſonders wenn man dabei, wie man konnte, auf einen guten Souffleur

rechnete. Als es aber zur Aufführung kam, wurde Alles anders, und der ſo unternehmende Rittmeiſter gerieth in die größte Verwirrung. Es wurde ihm ſo heiß vor der Stirn, als ob er vor einer Schwadron Huſaren ritte und eben einhauen ſollte; doch faßte er ſich einigermaßen und ſpielte fort, bis auf die Scene, wo er mit ſeiner Geliebten von dem eiferſüchtigen Ehemanne überraſcht und mit einem Dolche erſtochen wird. Hier vergaß er plötzlich das Stichwort, ſtockte und meckerte in Einem fort, und der eiferſüchtige Ehemann, den Bertuch ſpielte, der ſchon lange mit einem Dolche hinter den Couliſſen wartend daſtand, konnte ihm durchaus nichts anhaben. Eben fing Jener ſeine Rolle, Stichwörter und den ganzen Plunder, wie Shakſpeare ſagt, wieder von vorne an, als Bertuch plötzlich, auf Anrathen Goethe's, der die Direction des Ganzen führte, auf die Bühne ſprang und dem Leben ſeines unglücklichen Nebenbuhlers durch einen kräftigen Dolchſtich gleichſam ex abrupto ein Ende zu machen ſuchte. Wer aber nicht fallen wollte, war der Rittmeiſter. Vergebens, daß ihm Bertuch zu wiederholten Malen ins Ohr raunte: „Ins Teufels Namen, ſo fallen Sie doch!“ Er rührte

ſich nicht von der Stelle, ſondern blieb kerzengerade und völlig aufrecht neben ſeiner Geliebten ſtehen, den Umſtehenden, die ihm zuredeten, daß er fallen ſollte, einmal über das andere verſichernd, daß ſein Stichwort noch nicht gekommen ſei. In dieſer für den Director ebenſo ſehr als für die Mitſpieler peinlichen Lage faßte der Erſtere einen heldenmüthigen Entſchluß und rief mit donnernder Stimme hinter den Couliſſen hervor: „Wenn er von vorn nicht fallen will, ſo ſtich ihn von hinten durch den R....n! Wir müſſen ihn uns auf alle Fälle vom Halſe ſchaffen! Er verderbt uns ja das ganze Stück!“ Auf dieſen entſcheidenden Zuruf ermannte ſich auch der ſonſt ſo thätige, jetzt aber ebenfalls etwas unſchlüſſig gewordene Bertuch. „Stirb!“ rief auch er nun mit ſchrecklicher Stimme, und führte zugleich einen ſo nachdrücklichen Dolchſtoß in die Flanke ſeines Widerſachers, daß derſelbe, durch dieſes Seitenmanoeuver außer Faſſung gebracht, diesmal wirklich zu Boden fiel. In demſelben Augenblicke aber erſchienen auch ſchon vier von Goethe abgeſchickte handfeſte Statiſten, die beſtimmte Ordre hatten, den Todten, er möchte wollen oder nicht, hinweg und beiſeite zu ſchaffen. Dies ge-

ſchah denn auch wirklich, und zur größten Freude der Zuſchauer konnte das Stück nun ungehindert fortſpielen.

Oftmals bekam Bertuch, als maître de plaisir, noch ganz ſpät den Befehl, daß der Küchenwagen gerüſtet werden mußte, weil man mit dem Früheſten in den Wald wollte. War es in der Nähe, ſo genügten ein paar Kücheneſel. Gings aber weiter über Berg und Thal, in die Ferne, unter Gottes blauem Himmel, da gab es die Nacht genug zu ſchaffen, und alle Caſſerolen geriethen in Bewegung. In der herrſchaftlichen Küche ging es nun an ein Kochen, ein Sieden, ein Braten, ein Halsabſchneiden von Kapaunen, Truthähnen, Tauben und anderm Geflügel. Wo man hinſah, herrſchte Thätigkeit. Die Ilmteiche mußten noch ſpät ihre Fiſche, der Wald ſeine Rebhühner, der Keller ſeine ausgelegenſten Weine hergeben. Eine Geſellſchaft von Herren und Damen, oft fröhlich untereinandergemiſcht, machte ſich ſodann gleich am frühen Morgen auf den Weg. Die Bäume in der tiefſten Einſamkeit, die ſonſt nur gleichgültige

Geier an ſich vorüberziehen ſahen, oder dem gaffenden Wilde, noch an der Hütte des Kohlenbrenners, eine Freiſtätte gewährten, wunderten ſich über den ſingenden fröhlichen Zug; man konnte ſagen, daß ihnen nun erſt ihr Recht geſchah, da ſie eine heitere, dichteriſch geſtimmte Jugend unter ihren Schatten beherbergten und den Rauſch einer allgemeinen Luſt durch das Rauſchen ihres grünen Obdachs vermehren halfen.

Bei ſolchen Auszügen fanden auch nicht ſelten kleinere und größere theatraliſche Spiele ſtatt. Bäume, Wieſen, Quellen mußten die Bühne bilden. Zu Ettersburg, dieſem ſo angenehmen Waldort, wo in der Regel ein Stand von einigen hundert Hirſchen zu finden iſt, ſind noch die Grenzen ſolcher hier und da gelegentlich errichteten Waldbühnen abgeſteckt. Welche luſtige Auftritte es in einer ſo bunten, kecken, jugendmuthigen und lebensfrohen Geſellſchaft gab, welchen Abſtich das ſtille, ruhige Walten der Natur gegen das tolle Treiben bei ſolchen Stegreifſchauſpielen machte, und wie ſchon die Anſtalten dazu einen Rahmen um das Ganze, ein Schauſpiel in und außer dem Schauſpiele bildeten: das wird jeder Le-

ser mit nur mäßiger Phantasie leicht sich ausmalen können.

Auch auf der Ilm, da, wo der Fluß eine anmuthige Krümmung des Ufers macht, wurde von diesen Natur- und Kunstfreunden ein förmliches Theater errichtet. Waldgebüsche, Zigeuner, Fischer, Nixen, Wassergeister, Sonne, Mond und Sterne, Alles wurde in den Gang der Handlung auf sinnreiche Weise hineingezogen und geistreich benutzt. Einer jener Perioden verdankt das Zigeunerlied:

Im Nebelgereifel, im tiefsten Schnee ꝛc.

seine Entstehung.

Um jene Zeit war es auch, daß Goethe auf dem hohen, so romantisch einsam gelegenen Kickelhahn bei Ilmenau in einer kleinen Einsiedlerhütte, deren Fenster die weiteste Aussicht in die Haiden des thüringer Waldes eröffnen, den letzten Aufzug seiner „Iphigenie" schrieb.

Diese halbverfallene Moos- und Baumhütte steht noch, und an ihren Wänden liest man von Goethe's Hand folgende Inschrift:

Unter allen Gipfeln iſt Ruh;
In allen Wäldern hörest du
Keinen Laut!
Die Vögelein ſchlafen im Walde;
Warte nur! balde, balde
Schläfſt auch du!

Zu Ettersburg ſind überall noch an den Bäumen halbe und ganz verwachſene Inſchriften vorhanden, die auf jene ſchönen Tage von Aranjuez, welche eine lebensluſtige, dichteriſch geſtimmte Jugend hier, im Schooſe der Natur, zwiſchen Wald und Wieſen ſo glücklich hinbrachte, nicht ſelten einen ſinnigen Bezug haben.

Unten nach der Einſiedlerhütte zu, wo ein Beſuch von Hirſchen nicht ſelten iſt, und wo man ſich um Egidi herum im Mondenſchein zum Hirſchverhör hinſtellen kann, iſt noch ein majeſtätiſcher Baum zu ſehen, in deſſen Rinde eingeſchnitten, gleichſam wie in einem lebendigen Stammbuche, die ſo ehrwürdigen Namen: Herder, Gleim, Lavater, Wieland, Goethe, mit deutlichen Zügen zu leſen ſind.

ser mit nur mäßiger Phantasie leicht sich ausmalen können.

Auch auf der Ilm, da, wo der Fluß eine anmuthige Krümmung des Ufers macht, wurde von diesen Natur- und Kunstfreunden ein förmliches Theater errichtet. Waldgebüsche, Zigeuner, Fischer, Nixen, Wassergeister, Sonne, Mond und Sterne, Alles wurde in den Gang der Handlung auf sinnreiche Weise hineingezogen und geistreich benutzt. Einer jener Perioden verdankt das Zigeunerlied:

Im Nebelgereifel, im tiefsten Schnee ꝛc.

seine Entstehung.

Um jene Zeit war es auch, daß Goethe auf dem hohen, so romantisch einsam gelegenen Kickelhahn bei Ilmenau in einer kleinen Einsiedlerhütte, deren Fenster die weiteste Aussicht in die Haiden des thüringer Waldes eröffnen, den letzten Aufzug seiner „Iphigenie" schrieb.

Diese halbverfallene Moos- und Baumhütte steht noch, und an ihren Wänden liest man von Goethe's Hand folgende Inschrift:

Unter allen Gipfeln iſt Ruh;
In allen Wäldern höreſt du
Keinen Laut!
Die Vögelein ſchlafen im Walde;
Warte nur! balde, balde
Schläfſt auch du!

Zu Ettersburg ſind überall noch an den Bäumen halbe und ganz verwachſene Inſchriften vorhanden, die auf jene ſchönen Tage von Aranjuez, welche eine lebensluſtige, dichteriſch geſtimmte Jugend hier, im Schooſe der Natur, zwiſchen Wald und Wieſen ſo glücklich hinbrachte, nicht ſelten einen ſinnigen Bezug haben.

Unten nach der Einſiedlerhütte zu, wo ein Beſuch von Hirſchen nicht ſelten iſt, und wo man ſich um Egidi herum im Mondenſchein zum Hirſchverhör hinſtellen kann, iſt noch ein majeſtätiſcher Baum zu ſehen, in deſſen Rinde eingeſchnitten, gleichſam wie in einem lebendigen Stammbuche, die ſo ehrwürdigen Namen: Herder, Gleim, Lavater, Wieland, Goethe, mit deutlichen Zügen zu leſen ſind.

4. Goethe und Klinger.

Bekanntlich war Klinger Goethe's Landsmann. Eines Morgens (so erzählte mir einst, als von Klinger, seinen Schriften, seinem Aufenthalte in Weimar und seinem Abgange nach Petersburg, wo er General ward, die Rede war, ein Freund) sei Klinger zu Goethe gekommen, habe ein groß Packet mit Manuscripten aus der Tasche gezogen und ihm daraus vorgelesen. Eine Weile habe er's ausgehalten, dann aber sei er mit dem Ausruf: „Was für verfluchtes Zeug ist's, was Du da wieder einmal geschrieben hast! Das halte der Teufel aus!" von seinem Stuhle aufgesprungen und davongelaufen. Dadurch aber habe Klinger sich nicht im Geringsten irre machen oder aus seiner Fassung bringen lassen, sondern nachdem er ganz ruhig aufgestanden und das Manuscript in die Tasche gesteckt, habe er weiter nichts gesagt als: „Curios! Das ist nun schon der Zweite, mit dem mir das heute begegnet ist!" Wieland versicherte, in solchem Falle würde er schwerlich so gleichgültig geblieben seyn. Goethe nahm mit großer Gelassenheit das Wort und sagte: „Ich auch

nicht! Aber daraus seht Ihr eben, daß der Klinger durchaus zu einem Generale geboren ist, weil er eine so verteufelte Contenance hat. Ich habe es Euch schon damals vorausgesagt."

---

5. Von Einsiedel.

Von Einsiedel ist nicht nur der gelehrten Welt durch seine Bearbeitung der „Brüder" des Terenz rühmlich bekannt, sondern auch im „Dschinistan" von Wieland haben mehrere artige Märchen ihn zum Verfasser. Er besaß manche höchst originelle Eigenthümlichkeit. So konnte er z. B. durchaus kein Bier leiden. Einst sagte Jemand zu ihm: „es widerstehe ihm nichts so sehr, als wenn er früh Morgens in ein Haus käme, wo noch die von gestern Abend halbangefüllten Gläser und Flaschen auf dem Tische herumständen." — „Halten's zu Gnaden," fiel ihm hier Einsiedel hitzig ins Wort, „wenn mir dergleichen jemals begegnete, in solch ein verwünschtes Haus würde ich zeitlebens nicht wieder einen Fuß setzen." — Ein andermal versicherte Jemand, der das Bier auch

nicht leiden konnte: nicht nur, daß er zeitlebens keinen Tropfen Bier genossen, nicht einmal das Wort Bier habe er in seinen Munde genommen. — „Halten's zu Gnaden," entgegnete Einsiedel diesem aufs heftigste, „und ich habe es zeitlebens noch gar nicht einmal geschrieben." — Er schrieb eine sehr unleserliche Hand und war dabei ebenso geistreich als zerstreut. Mit großem Eifer brachte er einmal ein mächtiges Packet Manuscript zu einem Freunde in die Stube, das er ihm mit den Worten übergab: „Das ist ein Roman, den ich vor sechs Jahren geschrieben habe; es sind herrliche Sachen darin, aber der Teufel mag's lesen! Sieh zu, was Du herausbringst!"

Herr v. Einsiedel vereinte hohe Liebenswürdigkeit und Anmuth des Wesens mit einnehmendem äußern Betragen; Vorzüge, die nur durch seine Aufrichtigkeit und Herzensgüte übertroffen wurden. Als Kammerherr am Hofe der verwittweten Frau Herzogin Amalie war er einer der ersten und ältesten Freunde Wieland's, der ihn ausnehmend hochschätzte.

6. Goethe und Gleim.

„Kurz darauf, nachdem Goethe seinen „Werther" geschrieben hatte," erzählte mir der alte ehrwürdige Gleim, „kam ich nach Weimar und wollte ihn gern kennen lernen. Ich war Abends zu einer Gesellschaft bei der Herzogin Amalie geladen, wo es hieß, daß Goethe späterhin auch kommen würde. Als literarische Neuigkeit hatte ich den neuesten göttinger Musenalmanach mitgebracht, aus dem ich Eins und das Andere der Gesellschaft mittheilte. Indem ich noch las, hatte sich auch ein junger Mann, auf den ich kaum gemerkt, mit Stiefeln und Sporen und einem kurzen, grünen, aufgeschlagenen Jagdrocke, unter die übrigen Zuhörer gemischt. Er saß mir gegenüber und hörte sehr aufmerksam zu. Außer einem Paar schwarzglänzenden italienischen Augen, die er im Kopfe hatte, wußte ich sonst nichts, das mir besonders an ihm aufgefallen wäre. Allein es war dafür gesorgt, ich sollte ihn schon näher kennen lernen. Während einer kleinen Pause nämlich, wo einige Herren und Damen über dies oder jenes Stück ihr Urtheil abgaben, eins lobten, das andere tadelten, erhob sich jener seine Já-

gersmann — denn dafür hatte ich ihn anfänglich gehalten — vom Stuhle, nahm das Wort und erbot ſich in demſelben Augenblicke, wo er ſich auf eine verbindliche Weiſe gegen mich verneigte, daß er, wofern es mir ſo beliebte, im Vorleſen, damit ich nicht allzu ſehr ermüdete, von Zeit zu Zeit mit mir abwechſeln wollte. Ich konnte nicht umhin dieſen höflichen Vorſchlag anzunehmen und reichte ihm auf der Stelle das Buch. Aber Apollo und die neun Muſen, die drei Grazien nicht zu vergeſſen, was habe ich da zuletzt hören müſſen! Anfangs ging es zwar ganz leidlich:"

Die Zephyr'n lauſchten,
Die Bäche rauſchten,
Die Sonne
Verbreitet ihr Licht mit Wonne.

„Auch die etwas kräftigere Koſt von Voß, Leopold Stolberg, Bürger wurde ſo vorgetragen, daß ſich Keiner darüber zu beſchweren hatte. Auf einmal aber war es als, ob den Vorleſer der Satan des Übermuthes beim Schopfe nehme, und ich glaubte, den wilden Jäger in leibhaftiger Geſtalt vor mir zu ſehen. Er las Gedichte, die gar nicht

im Almanach ſtanden, er wich in alle nur mögliche Tonarten und Weiſen aus. Hexameter, Jamben, Knittelverſe, und wie es nur immer gehen wollte, Alles unter- und durcheinander, wie wenn er es nur ſo herausſchüttelte."

„Was hat er nicht Alles mit ſeinem Humor an dieſem Abend zuſammenphantaſirt! Mitunter kamen ſo prächtige, wiewol nur ebenſo flüchtig hingeworfene als abgeriſſene Gedanken, daß die Autoren, denen er ſie unterlegte, Gott auf den Knien dafür hätten danken müſſen, wenn ſie ihnen vor ihrem Schreibepulte eingefallen wären. Sobald man hinter den Scherz kam, verbreitete ſich eine allgemeine Fröhlichkeit durch den Saal. Er verſetzte allen Anweſenden irgend etwas. Auch meiner Mäcenſchaft, die ich von jeher gegen junge Gelehrte, Dichter und Künſtler für eine Pflicht gehalten habe — ſo ſehr er ſie auf der einen Seite belobte, ſo vergaß er doch nicht auf der andern Seite mir einen kleinen Stich dafür beizubringen, daß ich mich zuweilen in den Individuen, denen ich dieſe Unterſtützung zu Theil werden ließ, vergriffe. Deshalb verglich er mich witzig genug in einer kleinen ex tempore in Knittelverſen gedichteten Fabel

mit einem frommen und dabei über die Maßen geduldigen Truthahn, der eigene und fremde Eier in großer Menge und mit großer Geduld besitzt und ausbrütet; dem es aber en passant wol auch einmal begegnet, und der es nicht übelnimmt, wenn man ihm — ein Ei von Kreide statt eines wirklichen unterlegt."

„Das ist entweder Goethe oder der Teufel!" rief ich Wieland zu, der mir gegenüber am Tische saß. — „Beides", gab mir dieser zur Antwort; „er hat einmal heute wieder den Teufel im Leibe; da ist er wie ein muthiges Füllen, das vorn und hinten ausschlägt, und man thut wohl, ihm nicht allzu nahe zu kommen."

Gleim ergetzte sich ausnehmend über diesen Schwank; ebenso Wieland, aus dessen Munde ich ebenfalls die bedeutsamern Züge, wie sie hier vorkommen, zum öftern gehört und gesammelt habe.

---

7. Goethe und Herder.

Als ich einst von Goethe's erhabenem, gleichgültigen Schweben über dem Spiele der Welt in dem oben mitgetheilten Sinne sprach, da unterbrach mich

der Mann mit hochgewölbter Stirn, unter welcher, wie aus einem Tempel Gottes, ein paar Feueraugen hervorleuchteten, mit folgenden Worten: „Alles recht gut! Ob ſich aber der Menſch hier in dieſe Region verſteigen ſoll, wo gemalte und wirkliche Leiden ihm Eins ſind, wo er aufhört Menſch, wenn auch nicht Künſtler zwar zu ſeyn, wo das Licht nur noch ſcheint, aber weder wärmt noch erquickt; und ob dieſe Maxime, anerkannt, nicht zu einer allgemeinen Charakterloſigkeit führen würde, das iſt doch eine andere Frage. Den Göttern wollen wir immerhin den Standpunkt ihrer ewigen Ruhe nicht ſtreitig machen. Mögen ſie Alles auf dieſer Erde wie ein von ihnen abſichtlich geordnetes Spiel betrachten! Uns aber, die wir als Menſchen menſchlichen Bedürfniſſen anheimgegeben ſind, ſoll man mit keinem buntgemalten Theatervorhange hinhalten; man ſoll uns den heiligen Ernſt laſſen, ohne welchen alle Kunſt zuletzt doch nur in eine leere Gaukelei ausartet. Spiel und immer nur Spiel! Sophokles iſt kein Spielmann geweſen; Äſchylus noch weniger. Das ſind Alles Erfindungen neuer Zeit, die wenig oder nichts taugen. David ſang Hymnen, kühner als Pindar, und nebenbei regierte er

ein Königreich. — Was regiert Ihr? — Es iſt gut und löblich, daß Ihr den Yſop bis zur Ceder auf dem Libanon, die Natur in allen ihren Erſcheinungen erforſcht oder, wie Euch zu ſagen beliebt, in Euch aufnehmt; nur ſollt Ihr mir dabei die Krone aller Erſcheinungen, den Menſchen, in ſeiner ſittlich angeborenen Größe nicht aus den Augen rücken. Wenn ich mir Nero denke, wie er Rom anſteckt und indeß die Leier dazu rührt — ja der ſpielt auch! Es iſt ein prächtiges Bild! Was geht es Nero's Baumeiſter an, ob Weiber und Kinder in eine brennende Stadt ihre Thränen ſchütten mußten! Das iſt eine Geſchichte von geſtern. Er ſeinerſeits entwirft den Riß zu dem neu zu erbauenden Rom, und wenn nur die Zeichnung auf dem Papiere ſich gut ausnimmt oder nicht verläuft, ſo iſt er völlig zufrieden. Am Ende wird Alles nach einem verbeſſerten Geſchmacke aufgeführt, und man muß dem Herrn der Welt noch dazu Dank wiſſen, daß er dieſe Reform veranlaßte. Hier haben wir denn ein gemaltes und ein wirkliches Rom. Der Unterſchied iſt ſo groß nicht. Wir ſind Künſtler, Götter, Neronen, und wie wir ſind und was wir ſind, ſo iſt es jedesmal das Rechte."

Denn Recht hat jeder eigene Charakter;
Es gibt kein Unrecht, als den Widerſpruch!

Die mächtige Stimme, die dieſe Worte ſprach iſt längſt auch verhallt. Aus den nämlichen Geſinnungen, welche zu denen von Goethe ſich wie der Norden gegen den Süd verhalten, wird der Leſer leicht errathen, daß es die von Herder war. Merk, gleichfalls einem frühern Jugendfreunde des Dichters, wollte dieſe unbedingte Richtung ſeines Weſens in die Contemplation ebenſo wenig gefallen. Einſt ſagte er zu ihm, wie mir Herder erzählte, auf ſeine pikant kräftige Weiſe: „Siehſt Du, im Vergleiche mit Dem, was Du in der Welt ſeyn könnteſt und nicht biſt, iſt mir Alles, was Du geſchrieben haſt, Dr...!“

Merk war ein halbes Jahr in Weimar und zuletzt ſo verſtimmt, daß er Goethe gar nicht mehr ſah. „Was Teufel,“ fuhr er auf, „fällt dem Wolfgang ein, hier zu Weimar am Hofe herumzuſchranzen und zu ſcherwenzen, Andere zu hudeln oder, was mir Alles Eins iſt, ſich von ihnen hudeln zu laſſen? Gibt es denn nichts Beſſeres für ihn zu thun?“ Merk, wie Herder hinzuſetzte, war ein Sonderling, ſtreng in manchen Stücken, oft paradox, zuweilen verfinſtert,

aber nicht selten voll herrlicher Lichtblicke; es war sein eigener feuriger Geist, der an ihm zehrte; er zerfiel nach und nach in sich selbst; es leuchtete noch ein paarmal, zuletzt wurde er Asche. Merk endete durch Selbstmord.

Goethe seinerseits fühlte sich nicht selten recht schmerzlich durch diese Verkennung seiner Freunde, wozu auch Jacobi gehörte, in seinem Innersten verletzt. Er that, was er seiner Natur nach nicht lassen konnte, und hatte dessen kein Arg. Wofern kein Lob, so erwartete er doch auch wenigstens keine liebloſen Vorwürfe. Aber seine Freunde wollten ihn nun durchaus einmal anders haben. Der von der Natur Auserwählte sollte auch nur das Auserwählte darstellen; sie wollten ihn in einen zwar edeln und auserlesenen, aber doch immer nur in einen sehr beschränkten Kreis bannen, nämlich in denselben, worin er zuerst ihre Gunst gewonnen hatte. Goethe's Genius dagegen war weit umfassender und verschmähte jeden Weg, der ihn von der Natur abführte oder gar trennte.

Da der Widerspruch zwischen ihm und Herder ein wesentlicher war, so seltene Naturen Beide auch

waren, so war ebendeßhalb an keine Ausgleichung zu denken. Bei Herder wurde alle Gestalt zur Idee, ja er löste sogar alle Geschichte in Ideen zur Geschichte der Menschheit auf; in Goethe dagegen verlor sich alle Idee in Gestaltung. Er hätte sich, wie wir oben vernahmen, lieber das unvollkommene Reden abgewöhnt, wie die Natur selbst durch Symbole fortgesprochen' und sich in Blumen und Sterne sinnig hineingeträumt. Ihm genügte es, wie die Natur, in unbelauschter Einsamkeit mit sich selbst zu spielen und durch alle Formen des Lebens hindurch ein anmuthiges Daseyn zu wechseln. Er bedauerte, wurde etwa bei solchen Gelegenheiten Herder's erwähnt, dessen nordische Einsamkeit, und daß er jene heitern anmuthigen Spiele der Kunst in den gewitterschweren Dunstkreis der Politik und des Lebens mit aller Gewalt herabnöthigen wollte. Beides, wie er bedächtig sogleich hinzusetzte, seien zwei für sich und in sich völlig abgeschlossene Kreise; man müsse sie nothwendig auseinanderhalten, jeden für sich und Gott für uns Alle gewähren lassen. Was daher bei Goethe beschränkt hieß, nannte Herder menschlich schön; und was Herder dagegen als Unendlichkeit einer großen

Idee anſprach, die ſich nun in verſchiedenen göttlichen Verzweigungen, bald als Heldenmuth, bald als Geſetzgebung, bald als begeiſterte Dichtkunſt dem Menſchen offenbart, oder als Weltgeſchichte kundgibt, ſolche Erhabenheit rührte Goethe ſo wenig, daß ſogar Charaktere, wie Luther und Coriolan, ihn in ein gewiſſes Unbehagen verſetzten, was ſich nur dadurch befriedigend erklären läßt, daß ihr Weſen mit dem ſeinigen in einem geheimen Widerſpruche ſtand.

Goethe war eine ſchöne, Herder dagegen eine erhabene Natur. Von dem Geiſte ſeiner Zeit war Herder mächtig angerührt; er trug ſie in ſich, er ſchritt ihr vor, ja er hat ſie in ſeinen Schriften ausgeprägt. Ein Reich ſittlicher Geſtaltung wollte er begründen. Aus allen Himmelsſtrichen und Zeiten trug er emſigfroh alles Große und Schöne wie ein verlorenes Kleinod zuſammen, um ſeinen geliebten Humanus, das in der Zeit nachgedunkelte Ebenbild Gottes, die arme von ihm geliebte Menſchheit damit auszuſtatten und ihr den verlorenen Glanz von Eden wiederzugeben. Alles, was Herder unternahm, bezweckte ein höheres menſchliches Handeln. Wen ſollte ein ſolches Beſtreben nicht mit Ehrfurcht und Liebe

erfüllen? Er verwünschte die Bücher — „aber schrieb welche," setzte Wieland, der unendlich an Herder hing, auf anmuthig scherzende Weise hinzu, als einmal von dieser Abneigung desselben in seiner eigenen Gegenwart die Rede war, ohne daß der liebenswürdige Dichter den tiefen Seelenschmerz des Mannes, der dieser Äußerung zum Grunde lag, in seinem ganzen Umfange erfaßte oder nach Verdienst würdigte. Eben weil diese praktische Richtung dem goethe'schen Wesen fremd war und seiner ganzen Anlage nach seyn mußte, konnten sie sich, wo es solche Gegenstände galt, auch niemals verständigen. In diesem einzigen Punkte sind Beide sich ewig fremd geblieben.

---

8. Goethe und Wieland.

Wieland's Leiche war heute, Sonntag den 24. Jan. 1813, im bertuch'schen Hause ausgesetzt.

Ich kämpfte lange mit mir, ob ich ihn noch einmal im Tode sehen sollte, oder nicht. Den Abend brachte ich in einem geselligen Kreise hin, wo „Die natürliche Tochter" gelesen wurde; aber mein

Herz war nicht dabei. Ich ging früher als gewöhnlich nach Hauſe. Es mochte neun Uhr ſeyn. Ich wollte nicht dahin, wohin mich mein Herz zog; aber in der Esplanade erfaßte es mich mit einer ſolchen Gewalt, daß ich nicht länger widerſtehen konnte. Die Straßen waren ſehr lebendig, und gleichſam unwillkürlich folgte ich dem Strome von Leuten in der Richtung, die er zu Bertuch's Hauſe genommen hatte. Wie ich durch die Thüre gekommen, weiß ich nicht; es ſtanden Schildwachen davor. Die ſchöne Hausflur war von allen Seiten mit unzähligen Leuchten erhellt. „Oberon," „Muſarion," wie man mir nachher erzählte, ſollen nebſt dem Orden der Ehrenlegion auf einem Kiſſen von Sammet gelegen haben. Das hab' ich Alles nicht bemerkt; ich ſah nur den Sarg und darinliegend eine zwar edle, aber mir völlig unkenntliche Geſtalt, welcher man einen Lorberkranz auf die Schläfe gedrückt hatte. Auch dieſes iſt mir noch erinnerlich, daß darauf Jemand aus dem Gedränge — ich glaube Bertuch der Jüngere, dem es beſchieden war, jenen Heroen unſerer Literatur, Herder und Wieland, bald genug nachzufolgen — zu mir trat und mit wehmüthiger Stimme ſagte: „Wir haben

einen großen Verluſt erlitten!" und daß, als ich nun dieſe Worte hörte und zugleich das alte, freundliche, ſonſt ſo holdſelige Geſicht ſo ernſt, ſo verfallen, ſo ganz verändert bei dem Scheine der Todtenkerzen im Sarge erblickte, eine unausſprechliche Wehmuth mich ergriff, ich kein Wort über die Lippen bringen konnte, ſondern ſtill in einen Winkel treten und mich von der Menge unbemerkt ausweinen mußte. Zu Hauſe angekommen, verfolgten mich dieſe traurigen Empfindungen noch mehrere Stunden tief in die Nacht hinein. Wie bei Herder's Tod, als die Glocken, die ihm zu ſeiner Ruheſtätte durch die Stadt das feierliche Geleite gaben, ihren erſten Klang anhuben, fand ich nur Tröſtung, ſo lange ſich der Schmerz über einen ſo ungeheueren Verluſt in Thränen ergießen konnte.

Montag, den 25. Jan., am Tage Pauli Bekehrung, war Wieland's Begräbnißtag. Man hatte die Leiche nach Osmannſtädt geſchafft, um ſie dort in ſeinem Garten neben ſeiner Gattin und Sophie Brentano beizuſetzen.

Ich fühlte mich zu tief erſchüttert, als daß ich dieſem Leichenzuge hätte beiwohnen können. Auch

war ich auf Nachmittag zu Goethe beſchieden, für deſſen Geſundheit wir mehr als jemals unter dieſen Umſtänden zu fürchten hatten. Er war ebenfalls durch dieſen Todesfall äußerſt bewegt, wie ich ſchon oben erzählte. Als unter Anderm zufällig auch die Rede auf ſeine „Natürliche Tochter" kam, von welcher geſtern, wie ich oben bemerkte, eine Vorleſung gehalten wurde, fragte ich ihn, ob wir bald eine Fortſetzung derſelben erwarten dürften. Goethe ſchwieg eine Weile, alsdann gab er zur Antwort: „Ich wüßte in der That nicht, wo die äußern Umſtände zur Fortſetzung oder gar zur Vollendung derſelben herkommen ſollten. Ich habe es meinerſeits ſehr zu bereuen, auf Schiller's Zureden von meinem alten Grundſatze abgegangen zu ſeyn. Dadurch, daß ich die bloße Expoſition dieſes Gedichtes habe drucken laſſen — denn für mehr kann ich Das ſelbſt nicht anſprechen, was im Publicum davon vorhanden iſt — habe ich mir alle Freude an meiner Arbeit gleichſam im Voraus hinweggenommen. Die verkehrten Urtheile, die ich auf dieſem Wege erfahren konnte, mußten dann auch das Ihrige dazu beitragen. Kurz, ich bin ſelber ſo völlig von dieſer Arbeit zurück, daß ich damit um-

gehe, auch ſogar den Entwurf des Ganzen unter meinen Papieren zu zerſtören, damit nach meinem Tode kein Unberufener kommt, der es auf eine ungeſchickte Art fortſetzt."

Ich bemerkte, um Goethe's Mismuth etwas zu mildern, was Herder ehemals zu mir von dieſer Tragödie geſagt hatte, und führte zu dem Ende ſeine eigenen Worte an. Er nannte ſie die köſtlichſte, gereifteſte und ſinnigſte Frucht eines tiefen, nachdenkenden Geiſtes, der die ungeheuern Begebenheiten dieſer Zeit ſtill in ſeinem Buſen getragen und zu höhern Anſichten entwickelt hätte, zu deren Aufnahme die Menge freilich gegenwärtig kaum fähig wäre. „Wenn dem ſo iſt," fiel mir Goethe ins Wort, „ſo laßt mich das Obengeſagte wiederholen: wo ſollen wir die Zeitumſtände zur Fortſetzung eines ſolchen Gedichtes hernehmen? Was jener geheimnißvolle Schrank verberge, was ich mit dem ganzen Gedichte, was ich mit dem Zurücktreten der Fürſtentochter in den Privatſtand bezweckte: darüber wollen wir uns in keine nähere Erklärung einlaſſen; der Torſo ſelbſt und die Zeit, wenn der finſtere Parteigeiſt, der ſie nach tauſend Richtungen bewegt, ihr wieder einige Ruhe der Betrachtung

geſtattet, mag für uns antworten!" — „Gerade von dieſen Punkten aus war es," fiel ich ihm ins Wort, „wo Herder eine ſinnreiche Fortſetzung und Entwickelung des allerdings mehr epiſchen als dramatiſchen Stoffes erwartete. Die Stelle beſonders, wo Eugenie ſo unſchuldig mit ihrem Schmucke ſpielt, indeß ein ungeheures Schickſal, das ſie in einen andern Welttheil wirft, ſchon dicht hinter ihr ſteht, verglich Herder ſehr anmuthig mit einem Gedicht der griechiſchen Anthologie, wo ein Kind unter einem ſchroff herabhängenden Felſen, der jeden Augenblick den Einſturz droht, ruhig entſchlafen iſt. Im Ganzen aber — wie er zugleich bei dieſer Gelegenheit hinzuſetzte — iſt der Silberbleiſtift von Goethe für das heutige Publicum zu zart; die Striche, die derſelbe zieht, ſind zu fein, zu unkenntlich, ich möchte faſt ſagen, zu ätheriſch. Das an ſo arge Vergröberungen gewöhnte Auge kann ſie ebendeßhalb zu keinem Charakterbilde zuſammenfaſſen. Die jetzige literariſche Welt, unbekümmert um richtige Zeichnung und Charakter, will durchaus mit einem reichergiebigen Farbenquaſt bedient ſeyn!" — „Das hat der Alte gut und recht aufgefaßt!" äußerte Goethe bei dieſen Worten. „Indeß," nahm ich

die Rede wieder von Neuem auf und fuhr fort, „Herder wünſchte nichts angelegentlicher als die Beendigung eines Werkes, das er eben wegen ſeiner Einfalt und Zartheit und der Perlenebne ſeiner Diction, wie er es nannte, mit keinem jener Producte vertauſchen möchte, die, in Farben ſchwimmend, die Ungewißheit ihrer Umriſſe nur allzuoft durch ein glänzendes Colorit verbergen.“ Goethe meinte hierauf, er wollte ſelbſt, es wäre ſo und Herder's Wunſch damals in Erfüllung übergegangen; „nun aber,“ wie er ſogleich hinzuſetzte, „iſt es für uns Beide zu ſpät. Ich werde dieſes Gedicht ſo wenig vollenden, als es Herder jemals leſen wird.“

Unbemerkt lenkte ſich das Geſpräch von hier aus wieder auf Wieland, „dem,“ wie Goethe bemerkte, „es allein gegeben war, dem Publicum theilweiſe ſeine Werke im „Deutſchen Mercur“ vorzulegen, ohne daß er durch die verkehrten Urtheile der Menge, mit denen er ſich dadurch in Berührung ſetzte, je die Freude an ſeiner Arbeit verlor. Er änderte ſie auch wol dem Publicum zu Gefallen ab, welches ich da, wo das Werk aus einem Guſſe iſt, am wenigſten gutheißen kann.“

geſtattet, mag für uns antworten!" — „Gerade von dieſen Punkten aus war es," fiel ich ihm ins Wort, „wo Herder eine ſinnreiche Fortſetzung und Entwickelung des allerdings mehr epiſchen als dramatiſchen Stoffes erwartete. Die Stelle beſonders, wo Eugenie ſo unſchuldig mit ihrem Schmucke ſpielt, indeß ein ungeheures Schickſal, das ſie in einen andern Welttheil wirft, ſchon dicht hinter ihr ſteht, verglich Herder ſehr anmuthig mit einem Gedicht der griechiſchen Anthologie, wo ein Kind unter einem ſchroff herabhängenden Felſen, der jeden Augenblick den Einſturz droht, ruhig entſchlafen iſt. Im Ganzen aber — wie er zugleich bei dieſer Gelegenheit hinzuſetzte — iſt der Silberbleiſtift von Goethe für das heutige Publicum zu zart; die Striche, die derſelbe zieht, ſind zu fein, zu unkenntlich, ich möchte faſt ſagen, zu ätheriſch. Das an ſo arge Vergröberungen gewöhnte Auge kann ſie ebendeßhalb zu keinem Charakterbilde zuſammenfaſſen. Die jetzige literariſche Welt, unbekümmert um richtige Zeichnung und Charakter, will durchaus mit einem reichergiebigen Farbenquaſt bedient ſeyn!" — „Das hat der Alte gut und recht aufgefaßt!" äußerte Goethe bei dieſen Worten. „Indeß," nahm ich

die Rede wieder von Neuem auf und fuhr fort, „Herder wünſchte nichts angelegentlicher als die Beendigung eines Werkes, das er eben wegen ſeiner Einfalt und Zartheit und der Perlenebne ſeiner Diction, wie er es nannte, mit keinem jener Producte vertauſchen möchte, die, in Farben ſchwimmend, die Ungewißheit ihrer Umriſſe nur allzuoft durch ein glänzendes Colorit verbergen.“ Goethe meinte hierauf, er wollte ſelbſt, es wäre ſo und Herder's Wunſch damals in Erfüllung übergegangen; „nun aber,“ wie er ſogleich hinzuſetzte, „iſt es für uns Beide zu ſpät. Ich werde dieſes Gedicht ſo wenig vollenden, als es Herder jemals leſen wird.“

Unbemerkt lenkte ſich das Geſpräch von hier aus wieder auf Wieland, „dem,“ wie Goethe bemerkte, „es allein gegeben war, dem Publicum theilweiſe ſeine Werke im „Deutſchen Mercur“ vorzulegen, ohne daß er durch die verkehrten Urtheile der Menge, mit denen er ſich dadurch in Berührung ſetzte, je die Freude an ſeiner Arbeit verlor. Er änderte ſie auch wol dem Publicum zu Gefallen ab, welches ich da, wo das Werk aus einem Guſſe iſt, am wenigſten gutheißen kann.“

„Um uns der trüben Gedanken in dieſen Tagen zu entheben, haben wir kürzlich wieder den „Pervonte“ zur Hand genommen. Die Plaſtik, der Muthwille dieſes Gedichtes ſind einzig, muſterhaft, ja völlig unſchätzbar. In dieſem und ähnlichen Producten iſt es ſeine eigentliche Natur, ich möchte ſogar ſagen, aufs allerbeſte, was uns Vergnügen macht.“

„Der unvergleichliche Humor, den er beſaß, war, ſobald er über ihn kam, von einer ſolchen Ausgelaſſenheit, daß er mit ſeinem Herrn und Gebieter hinging, wohin er nur wollte. Mochte ſich derſelbe über Sittenlehre, Welt und geſelligen Anſtand tauſenderlei weis machen, und ſich und Andern ſeines Gleichen unverbrüchliche Regeln und Geſetze darüber in Menge vorſchreiben, ſie wurden alle nicht gehalten, ſobald er ins Feuer, oder vielmehr, ſobald das Feuer über ihn kam. Und da war er eben recht, und Das, was er immer hätte ſeyn ſollen, eine ſchöne, höchſt anmuthige Natur. Ich erinnere mich noch der Vorleſung eines der erſten Märchen aus „Tauſend und eine Nacht,“ das er in Verſen bearbeitete, und worin das „Fiſche! Fiſche! thut ihr eure Pflicht,“ vorkommt. In dieſem erſten Entwurfe war Alles ſo curios, ſo aller-

liebſt toll, närriſch, phantaſtiſch, daß ich auch nicht die Änderung der kleinſten Zeile davon mir würde geſtattet haben. Wie ſollte das aber Wieland über ſein Herz bringen, der Kritik, womit er ſich und Andere ſein Lebelang plagte, ein ſolches Opfer darzubringen? In der rechten Ausgabe mußte das Tolle verſtändig, das Närriſche klug, das Berauſchte nüchtern werden. Ich möchte Sie wohl aufmuntern, dergleichen Gedichte wie „Pervonte" und andere öfters in Geſellſchaft vorzuleſen. Es fodert indeſſen einige Vorbereitung. Wieland's Verſe wollen mit einer prächtigen Lebendigkeit vorgetragen ſeyn, wenn man ſich einer augenblicklichen Wirkung davon verſichern will. Es iſt ein unvergleichliches Naturel, was in ihm vorherrſcht. Alles Fluß, Alles Geiſt, Alles Geſchmack! Eine heitere Ebene ohne den geringſten Anſtoß, wodurch ſich die Ader eines komiſchen Witzes nach allen Richtungen ergießt und, je nachdem die Capricen ſind, wovon ſein Genius befallen wird, auch ſogar ſeinen eigenen Urheber nicht verſchont. Keine, auch nicht die entfernteſte Spur von jener bedachtſam mühſeligen Technik, die Einem die beſten Ideen und Gefühle durch einen verkünſtelten Vortrag zuwider-

macht, oder wol gar auf immer verleidet. Eben dieſe hohe Natürlichkeit iſt der Grund, warum ich den Shakſpeare, wenn ich mich wahrhaft ergetzen will, jedesmal in der wieland'ſchen Überſetzung leſe. Den Reim behandelte Wieland mit einer großen Meiſterſchaft. Ich glaube, wenn man ihm einen ganzen Setzkaſten voll Wörter auf ſein Schreibepult hingeworfen hätte, er wäre damit zu Rande gekommen, ſie zu einem lieblichen Gedichte zu ordnen. Von der neuen Schule und der Anſicht, womit ſie ſich Wieland und ſeinen Schriften gegenüberſtellte und ſeinen wohlverdienten, vieljährigen Ruhm dadurch in Schatten zu bringen hoffte, möchte ich lieber ganz geſchwiegen haben. Sie hatten es freilich ſo übel nicht vor; ſie wollten einen falſchen Enthuſiasmus auf die Bahn bringen, und dabei mußte ihnen freilich Wieland's Verſpottung alles Enthuſiaſtiſchen ſehr ungelegen in den Weg kommen. Laßt aber nur ein paar Jahrzehnte vergangen ſeyn, ſo wird aller dieſer Schattenſeiten, die man ſo gefliſſentlich in Wieland aufzudecken ſuchte, nur ſehr wenig gedacht werden; er ſelber aber wird als humoriſtiſcher, geſchmackvoller Dichter denjenigen heitern Platz im Jahrhunderte behaupten,

worauf er von Natur die gerechteſten Anſprüche beſitzt."

„Selbſt eine urſprünglich enthuſiaſtiſche Natur, wie ſich aus den „Sympathien eines Chriſten," ſowie aus einigen andern Jugendproducten Wieland's zur Genüge abnehmen läßt, lebte er gleichſam in beſtändiger Furcht vor einem Rückfalle und hatte ſich dagegen die verſtändige Kritik als Präſervativ verſchrieben. Schon die oftmalige Rückkehr zu den nämlichen Gegenſtänden ſeines Spottes erweiſt dieſe Behauptung. Die höhern Anfoderungen ſeiner Seele wollen ſich nun einmal nicht abweiſen laſſen, und es trifft ſich recht oft, wo er den Platonismus, oder irgend eine andere ſogenannte Schwärmerei verſpotten will, daß er beide recht ſchön, ja mit der Glut einer liebenswürdigen Begeiſterung darſtellt. Alles unterwarf er dem Verſtande, und beſonders einem ihrer Lieblingszweige, der Kritik. Auf dieſem Wege gelangt man freilich zu keinem Reſultate. Dies ſieht man deutlich auch an Wieland's letztem Werke, den von ihm überſetzten Briefen des Cicero. Dieſelben enthalten die höchſte Verdeutlichung des damaligen Zuſtandes der Welt, die ſich zwiſchen den Anhängern des Cäſar und Bru-

tus getheilt hatte. Sie leſen ſich mit derſelben Friſche, wie eine Zeitung aus Rom, indeß ſie uns über die Hauptſache, worauf eigentlich Alles ankommt, in völliger Ungewißheit laſſen. Das macht, es war Wieland in allen Stücken weniger um einen feſten Standpunkt als um eine geiſtreiche Debatte zu thun. Zuweilen berichtigt er den Text in einer Note; würde es aber auch nicht übel nehmen, wenn Jemand aufträte und wieder durch eine neue Note ſeine Note berichtigte. Übrigens muß man Wieland deswegen nicht gram werden; denn gerade dieſe Unentſchiedenheit iſt es, welche den Scherz zuläſſig macht, indeß der Ernſt immer nur Eine Seite umfaßt und an dieſer mit Ausſchließung aller heitern Nebenbeziehungen feſthält. Die beſten und anmuthigſten ſeiner Producte ſind auf dieſem Wege entſtanden und würden ohne dieſe ſeine Launenhaftigkeit gar nicht einmal denkbar ſeyn. Dieſelbe Eigenſchaft, die ihn in der Proſa zuweilen beſchwerlich macht, iſt es, die ihn in der Poeſie höchſt liebenswürdig erſcheinen läßt. Charaktere, wie Muſarion, haben ihre ganz eigenthümliche Liebenswürdigkeit auf eben dieſem Wege erhalten."

Als Goethe hörte, daß ich geſtern Wieland im Tode geſehn und mir dadurch einen ſchlimmen Abend und eine noch ſchlimmere Nacht bereitet hatte, wurde ich darüber tüchtig von ihm ausgeſcholten. „Warum," ſagte er, „ſoll ich mir die lieblichen Eindrücke von den Geſichtszügen meiner Freunde und Freundinnen durch die Entſtellungen einer Maske zerſtören laſſen? Es wird ja dadurch etwas Fremdartiges, ja völlig Unwahres meiner Einbildungskraft aufgedrungen. Ich habe mich wohl in Acht genommen, weder Herder, Schiller, noch die verwittwete Frau Herzogin Amalia im Sarge zu ſehen. Der Tod iſt ein ſehr mittelmäßiger Portraitmaler. Ich meinerſeits will ein ſeelenvolleres Bild, als ſeine Masken, von meinen ſämtlichen Freunden im Gedächtniß aufbewahren. Alſo bitte ich es Euch, wenn es dahin kommen ſollte, auch einmal mit mir zu halten. Auch will ich es nicht verhehlen, eben das iſt es, was mir an Schiller's Hingang ſo ausnehmend gefällt. Unangemeldet und ohne Aufſehen zu machen kam er nach Weimar, und ohne Aufſehen zu machen iſt er auch wieder von hinnen gegangen. Die Paraden im Tode ſind nicht Das, was ich liebe. Zwar iſt das Ausſtellen der Leichen

eine uralte, gute Gewohnheit und ſogar nöthig fürs Volk und die öffentliche Sicherheit. Es beruht etwas darauf für die Geſellſchaft, nicht nur, daß man weiß, daß ein Menſch, ſondern auch wie er geſtorben iſt. Deßhalb, daß man überhaupt ſtirbt, läßt ſich Niemand ein graues Haar wachſen; aber Jedem von uns muß daran gelegen ſeyn, daß kein Leben früher, als der Naturlauf es gebietet, ſei es von geldgierigen Erben oder auf eine andere, jedesmal unbeliebige Weiſe den Kreiſen, worin es ſich bewegt, unterſchlagen werde."

Mitten in dieſer Unterhaltung war Auguſt v. Goethe hereingetreten, der heute ſeines Vaters Stelle verſehen und Wieland's Begräbniſſe zu Osmannſtädt in ſeinem Namen und Auftrage mit beigewohnt hatte. Aus ſeinem Munde vernahmen wir ſogleich nähere Umſtände dieſer Beſtattung. Goethe lobte die getroffenen Einrichtungen; beſonders auch, daß Einige von der Regierung, Andere von der Kammer, gleichſam aus der Mitte beider Collegien, bei dieſer Feierlichkeit zugegen geweſen waren. „Es iſt die letzte Ehre," fügte er hinzu, „die wir ihm und uns ſelbſt zu erzeigen im Stande ſind. Allemal zeugt es von einem

würdigen Sinne, wenn man ſolche Anläſſe gehörig benutzt; und wenn ſonſt nichts, ſo legen wir dadurch vor der Welt wenigſtens ein Zeugniß ab, daß wir nicht unwerth ſind, ein ſo ſeltenes Talent eine lange Reihe von Jahren hindurch in unſerer Mitte beſeſſen zu haben." Sein Sohn mußte ihm darauf die Begräbnißſtelle, den Ort im Garten, den Stein, Alles aufs genauſte bezeichnen. Auch vernahm er es nicht ungern, daß über fünfhundert Menſchen aus den umliegenden Dörfern ſich heute unaufgefodert bei Wieland's Grabe eingefunden hatten.

---

9. Goethe und der König Ludwig von Holland.

Es war am 10. Nov. 1810, als Goethe nicht längſt von Töplitz zurückgekommen war. Folgende nähere Umſtände über ſeinen dortigen Aufenthalt habe ich damals wörtlich, wie er ſie mir mittheilte, niedergeſchrieben.

Er wohnte daſelbſt in dem nämlichen Hauſe, wo ſich auch der König von Holland einmiethete. Goethe wollte ſogleich ausziehen und die ganze Etage räumen,

der König aber litt es nicht, ſondern erklärte, daß er auf keinen Fall Gebrauch davon machen würde.

Goethe's Urtheil über den König von Holland, den er von nun an zum öftern ſah, und mit dem er, nur durch die Thür eines Schlafzimmers von ihm getrennt, eine Zeitlang in Töplitz zubrachte, bin ich im Stande, da ich dies noch an demſelben Abende ſchreibe, aus treuem Gedächtniß wiederzugeben. „Ludwig," ſagte Goethe, „iſt die geborene Güte und Leutſeligkeit, ſowie ſein Bruder Napoleon die geborene Macht und Gewalt iſt. Sonderbar überhaupt ſind die Eigenſchaften unter dieſen Brüdern gemiſcht und vertheilt, die doch als Zweige einer und derſelben Familie angehören. Lucian z. B. verſchmähte ein Königreich und beſchäftigte ſich zu Rom mit der Kunſt. Mit dem ſanften Ludwig ſcheint die Niederlegung eines zweiten Königreiches in ſo ſtürmiſchen Zeiten, wie die unſrigen, geboren zu ſeyn. Milde und Herzensgüte bezeichnen jeden ſeiner Schritte. Sonach iſt es keineswegs Eigenſinn, wie man gemeint hat, der ihn zu dieſer auffallenden Handlung, ſeinem Bruder gegenüber, verleitete; im Gegentheil iſt Ludwig einer der ſanftmüthigſten, friedfertigſten Charaktere, die ich im Laufe

meines Lebens kennen lernte; nur, was freilich eben daraus folgt, daß ihn alles Ungerechte, Ungesetzmäßige, Unbarmherzige in tiefster Seele verletzt und ihm gleichsam von Natur zuwider ist. Irgend ein Thier gequält, ein Pferd gemishandelt, oder ein Kind leiden zu sehen, erträgt er nicht; man sieht es seinen Geberden, seinem ganzen Benehmen in solchen Lagen an, es empört sein Inneres; es macht ihn unglücklich, wenn in seiner Gegenwart etwas Rohes geschieht, ja, wenn er auch nur davon erzählen hört. Vorfallende Unschicklichkeiten, in Beziehung auf seine Person, vergibt er weit leichter. Eine schöne Seele, eine überall ruhige Fassung des Gemüthes, im Hintergrunde Gott ohne die geringste religiöse Schwärmerei: das sind die ersten, die wesentlichsten Grundzüge zu Ludwigs Charakter, die dabei zugleich einen Theil eines ganz unverfälschten Wesens ausmachen, das nicht etwa anerzogen, angelernt, sondern dieser schönen Natur ganz eigenthümlich ist. Wie ein glänzender Silberfaden zieht sich die Religion durch alle seine Gespräche und Urtheile; sie erheitert gleichsam den dunkeln Grund seiner oft etwas schwermüthigen Lebensbetrachtung. Was irgend in der Weltgeschichte

ſein ſchönes ſittliches Weſen ſchmerzlich berührt, erhält ſogleich eine ſanfte Abweiſung. Er verwirft daraus Alles, was nach ſeinem Gefühle nicht recht und wider die göttliche Vorſchrift iſt. Hieraus entſteht nothwendig die Beſchränkung ſeines Urtheils in manchem Stücke, die aber durch die Ruhe eines ſchönen Gemüthes unter allen noch ſo trübſeligen Umſtänden reichlich aufgewogen wird. Die Zeit iſt nach ſeiner Meinung heftig verworren und ſehr böſe; aber daraus folgt keineswegs, daß ſie immer ſo bleiben werde. Man darf in ſeiner Gegenwart keine Maxime ausſprechen, die irgend einer ſeiner chriſtlich moraliſchen Anſichten zuwiderlautet oder ſie gar aufhebt; ſonſt wird er ſtill, wortkarg, oder wendet ſich, jedoch ohne Streit und Widerſpruch, aus dem Geſpräche. Als er nach Töplitz kam, fühlte er ſich ſo ſchwach, daß man ihn führen mußte; in der Folge ging es aber beſſer. Wie es einem ſo zart und empfindlich geſtimmten Weſen gelingen konnte, den ſchweren Kampf zwiſchen Holland und ſeinem eiſernen Bruder durchzukämpfen, ohne daß das Gewebe ſeiner Nerven zerriß und er ſelber zu Grunde ging, iſt mir noch immer ein Räthſel. Es iſt bewundernswürdig, daß die Macht der

Idee ihn ſo über den widerwärtigen Umſtänden empor-gehalten hat. Was er als Oberhaupt einer berühmten Nation dieſer, was er ſich ſelbſt ſchuldig zu ſeyn glaubte, nachdem er ſich deſſen einmal als König von Holland bewußt geworden war, verfolgte er auch gegen Frankreich und gegen ſeinen Bruder mit demjenigen ſtrengen und ſittlichen Ernſte, der ſeiner Natur eigen iſt. Von dem Augenblicke an, wo Napoleon von der Schelde, von dem Rheine, von der Maaß nur noch wie von den Adern des großen franzöſiſchen Staats-körpers ſprach und das Blut, was die tapfern Vor-fahren unter Philipp dem Zweiten, um Holländer zu ſeyn, ſo heldenmüthig verſpritzt hatten, gar nicht wei-ter in Anſchlag brachte, blieb ihm nichts Anderes übrig, als einen Thron zu verlaſſen, den er nicht länger glaubte auch nur mit einiger Würde behaup-ten zu können. Es iſt dieſes ſonach kein Schritt, der, um Aufſehen zu erregen, von ihm gethan wurde, ſondern Alles, was in dieſer Sache öffentlich geſche-hen iſt, geht vielmehr aus der innerſten Überzeugung eines Weſens hervor, dem die Ruhe und der Friede eines guten Gewiſſens das ſchätzbarſte Kleinod auf Erden ſind und mehr als der Beſitz eines Thrones

gelten. Hiezu kommt noch eine äußerſt liebliche Erſcheinung, die beſonders ſeinem Umgange eine große Annehmlichkeit ertheilt. Man bemerkt nämlich weder Philoſophie, noch Grundſätze, noch irgend Etwas dergleichen in ſeiner Unterhaltung, was von irgend einer Seite ſcharf und verletzend für die Andersgeſinnten hervortritt; es iſt vielmehr die reine, gütige Natur ſelbſt, die vor uns ſteht und, ihren angeborenen ſanften Trieben gemäß, heitere Geſtändniſſe ablegt. Grundſätze haben noch Logik und laſſen Streit, Zweifel und Auslegungen zu; das echte Gewiſſen aber kennt blos Gefühle und geht geradewegs auf den Gegenſtand zu, den es liebend zu umfaſſen gedenkt und, wenn es ihn umfaßt, auch nie wieder losläßt. Wie die unſchuldige Herde auf der Wieſe diejenigen Blumen und Kräuter, welche ihr der Inſtinct als giftige ankündigt, oder als ſchädliche verbietet, nicht mit Füßen zerſtampft, oder ſie voll Unmuth und Ingrimm zerſtört, ſondern ruhig ſtehen läßt, weitergeht und blos Das nimmt, was ihr eigentlich zur Nahrung dient und ihrer ſanften, friedfertigen Natur gemäß iſt, ebenſo betrachte ich die

Neigungen und Abneigungen einer wahrhaft sittlich schönen Natur, vor welcher alle jene in Schulen angelernte Künste nothwendig beschämt in den Hintergrund zurücktreten müssen."

„Ich kann sagen, daß, wo ich in meinem Leben das Glück hatte, einer solchen wahrhaft sittlichen Erscheinung zu begegnen, sie mich ausnehmend anzog und erbaute, wie ich denn auch in dieser Zeit meinen Freunden in Töplitz sehr oft zu sagen pflegte: man verläßt den König von Holland nie, ohne daß man sich besser fühlt. Mit großer Seelenerhebung gestand ich es mir selbst, wenn ich ihn so ein paar Stunden gesehen und gehört hatte: wenn dieses anmuthig zarte und beinahe frauenhaft entwickelte Wesen in so großen, ungeheuern Weltverhältnissen Das konnte, solltest du als Privatmann in beschränkten Kreisen nicht dasselbe leisten können, oder wenigstens Muth und Fassung aus seinem Beispiel zu schöpfen im Stande seyn? Es läßt sich schon ahnen, daß ein aller sittlichen Anerkennungen so fähiges und schönes Gemüth auch vor dem Charakter aller nordischen Völker und ihres Thuns und Lassens eine gleichsam angeborene Ehrfurcht in sich trägt. Daher zeigen sich

im Könige von Holland ſtille Anneigungen zu Preußen und Sachſen. Man möchte wol mit dem Schickſale rechten, wofern nicht andere und tiefere Pläne deſſelben im Hintergrunde der Zeit liegen, die wir nicht zu errathen im Stande ſind, daß es gerade ſeinen Bruder und nicht ihn zum Könige von Weſtfalen machte."

„Ernſt mit Sitte verbunden, beide ohne die geringſte Strenge, Frömmigkeit ohne allen Stolz und Dünkel, ohne irgend eine trübe Beimiſchung von Furcht und Aberglauben, grundredlich und grundgütig zugleich — ſollte man nicht glauben, daß dieſer Charakter gänzlich dazu geeignet war, mit Allem, was der deutſche Charakter Vortreffliches oder Schätzenswerthes an ſich trägt, eine innige Verbindung, ja Durchdringung einzugehen? Aber auch in ſolchem an ſich ſo erwünſchten Falle würde ſchwerlich ſo viele angeborene Herzensgüte, wenigſtens auf keine Weiſe mit Beibehaltung von Ludwigs Verhältniß zur franzöſiſchen Nation, ſich auf die Länge frei und ſelbſtändig behauptet haben, und es würde nur allzu bald wiederum ebenſo wie in Holland gegangen ſeyn. Sein Reich iſt nicht von dieſer Welt und noch weniger von dieſer Zeit." —

„In den Umgebungen des Königs begegnete ich

einem Doctor, deſſen Anſichten oft etwas ſchroff, um nicht zu ſagen katholiſch beſchränkt, waren. Er ſprach ſogar manchmal von der allein ſeligmachenden katholiſchen Kirche, was aber der König im Geſpräche nie aufnahm, der, wie geſagt, ebenſo mild als ernſt und menſchlich in ſeinen Anſichten, ſich keiner Einſeitigkeit hingab. Ich ſuchte meine Faſſung in ſolchen Fällen ſo viel nur immer möglich beizubehalten; einmal aber, da er wieder einige faſt capuzinermäßige Tiraden, wie ſie jetzt gäng und gebe ſind, über die Gefährlichkeit der Bücher und des Buchhandels vorbrachte, konnte ich nicht umhin, ihm mit der Behauptung zu dienen: das gefährlichſte aller Bücher, in weltgeſchichtlicher Hinſicht, wenn durchaus einmal von Gefährlichkeit die Rede ſeyn ſolle, ſei doch wol unſtreitig die Bibel, weil wol leicht kein anderes Buch ſo viel Gutes und Böſes, als dieſes, im Menſchengeſchlechte zur Entwickelung gebracht habe. Als dieſe Rede heraus war, erſchrak ich ein wenig vor ihrem Inhalte; denn ich dachte nicht anders, als die Pulvermine würde nun nach beiden Seiten in die Luft fliegen. Zum Glück aber kam es doch anders, als ich erwartete. Zwar ſah ich den Doctor vor Schrecken

und Zorn bei dieſen Worten bald erbleichen, bald wieder roth werden, der König aber faßte ſich mit gewohnter Milde und Freundlichkeit, und ſagte blos ſcherzweiſe: „Cela perce quelquefois, que Monsieur de Goethe est hérétique.“ (Zuweilen blickt es doch ein wenig durch, daß Herr v. Goethe ein Ketzer iſt.)“

„Zu Amſterdam fühlte ſich der König ſo ſehr als Holländer, daß es ihn wenigſtens, ſo lange er in dieſer Stadt lebte, ſehr verdroß, daß die Großen daſelbſt häufig ihre Mutterſprache vernachläſſigten und faſt nichts als Franzöſiſch ſprachen. Wenn Ihr nicht Holländiſch ſprechen wollt, ſagte er zu Einigen von ihnen halb im Ernſte und halb im Scherze, wie mögt' Ihr nur glauben, daß ſich irgend Jemand ſonſt in der Welt die Mühe geben wird, es zu ſprechen?“

Mit Vergnügen und Theilnahme wird der Leſer gewiß dieſe Darſtellung Goethe's von einem edeln Menſchen und berühmten Zeitgenoſſen leſen und dabei zugleich einen tiefen Blick in das eigene ſchöne Innere des großen Dichters, wie in ſeine meiſterhafte, ruhige Darſtellung von Menſchen und Charakteren geworfen haben, ſodaß, wie mich dünkt, dieſelbe Hand hier nicht zu verkennen iſt, die Fauſt, Gretchen und

Mephiſtopheles zugleich in ebenſo kühnen als glücklichen Umriſſen für die Nachwelt aufzeichnete.

---

10. Goethe und Kotzebue.

In einem Geſpräche über Literatur kam auch die Rede auf Kotzebue und deſſen „Merkwürdigſtes Lebensjahr.“ Abgeſehen von den Abenteuern der Reiſe und dem harten Schickſale des Mannes, das Theilnahme fodere und verdiene, ſei es, wie Goethe verſicherte, kaum möglich, bei einem von allen Seiten ſo reich vorliegenden Stoffe, etwas an ſich Gehaltloſeres zu Tage zu fördern. „Ich bin gewiß, wenn Einer von uns im Frühling über die Wieſen von Oberweimar herauf nach Belvedere geht, daß ihm tauſendmal Merkwürdigeres in der Natur zum Wiedererzählen oder zum Aufzeichnen in ſein Tagebuch begegnet, als dem Kotzebue auf ſeiner ganzen Reiſe bis ans Ende der Welt zugeſtoßen iſt. Und das macht blos, weil er von Natur nicht vermögend iſt, aus ſich und ſeinem Zuſtande heraus in irgend eine tiefere Betrachtung einzugehen. Kommt er wohin, ſo läßt ihn Him-

mel und Erde, Luft und Waſſer, Thier- und Pflanzenreich völlig unbekümmert. Überall findet er nur ſich ſelbſt, ſein Wirken und ſein Treiben wieder; und wenn es in Tobolsk wäre, ſo iſt man gewiß damit beſchäftigt, entweder ſeine Stücke zu überſetzen, einzuſtudiren, zu ſpielen oder wenigſtens eine Probe davon zu halten. Übrigens bin ich keineswegs ungerecht gegen ſein ausgezeichnetes Talent für Alles, was Technik betrifft. Nach Verlauf von hundert Jahren wird ſich's ſchon zeigen, daß mit Kotzebue wirklich eine Form geboren wurde. Schade nur, daß durchaus Charakter und Gehalt mangelt. Vor wenig Wochen habe ich ſeinen „Verbannten Amor" geſehen, und dieſe Vorſtellung hat mir ein beſonderes Vergnügen gemacht. Das Stück iſt mehr als geiſtvoll, es ſind ſogar Züge von Genie darin. Daſſelbe gilt von den „Beiden Klingsbergen," die ich für eine ſeiner gelungenſten dramatiſchen Arbeiten halte; wie ihm denn überhaupt die Darſtellung der Libertinage weit beſſer als die einer ſchönen Natur zu glücken pflegt. Die Verderbtheit der höhern Stände iſt das Element, worin Kotzebue ſich ſelbſt übertrifft. Auch ſeine „Corſen" ſind mit großem Geſchicke gearbeitet, und die

Handlung iſt wie aus einem Guß. Sie ſind beim Publicum beliebt, und das mit völligem Rechte. Verſteht ſich, daß man nach dem Inhalte, wie immer, nicht beſonders fragen darf. Übrigens ſind techniſche Vorzüge dieſer Art bei uns Deutſchen noch keineswegs ſo häufig, daß man ſie nicht in Anſchlag bringen, oder gar verächtlich darüber wegſehen ſollte. Könnte Kotzebue ſich innerhalb des ihm von Natur angewieſenen Kreiſes halten, ſo würde ich der Erſte ſeyn, der ihn gegen ungerechte Vorwürfe in Schutz nähme — wir haben kein Recht irgend Jemandem Dinge abzufodern, die er von Natur aus nicht zu leiſten im Stande iſt —; aber ſo miſcht er ſich in tauſend Dinge, wovon er kein Wort verſteht. Er will die Oberflächlichkeit eines Weltmannes in die Wiſſenſchaften übertragen, was die Deutſchen, und zwar mit Recht, für etwas völlig Unerlaubtes zu halten pflegen. Indeß, auch dieſe Unart möchte ihm noch hingehen, wenn er nur nicht dabei in eine faſt unerhörte Eitelkeit verfiele. Ob dieſe, oder die Naivetät, womit er ſie an den Tag legt, größer iſt, will ich nicht unterſuchen. Er kann nun einmal nichts Berühmtes um, über oder neben ſich leiden, und wenn es ein Land, und

wenn es eine Stadt, und wenn es eine Statue wäre. In ſeiner „Reiſe nach Italien" hat er dem Laokoon, der mediceiſchen Venus und den armen Italienern ſelbſt alles nur erdenkliche Böſe nachgeſagt. Ich bin gewiß, beſonders was Italien betrifft, er hätte es weit leidlicher gefunden, wenn es nur nicht vor ihm ſo berühmt geweſen wäre. Aber da ſitzt der Knoten! Zur Hälfte iſt er ein Schelm, zur andern Hälfte aber, beſonders da, wo es die Philoſophie oder die Kunſt betrifft, iſt er ehrlich genug, kann aber nichts dafür, daß er ſich und Andern, wo davon die Rede iſt, jedesmal und zwar mit dem erheblichſten Anſtande irgend etwas weismacht."

Hier möchte wol der Ort ſeyn, eine kleine Geſchichte einzuſchalten, die an der nachmaligen Entſtehung des „Freimüthigen" keinen unbedeutenden Antheil hat. Wir wollen dieſelbe nach einem Bonmot, das ſich Goethe über Kotzebue erlaubte, und das, dieſem ſogleich hinterbracht, zu dieſer ganzen an ſich höchſt ergetzlichen Verwirrung den Grund legte, als Kotzebue's „Aufenthalt am geiſtlichen Hofe zu Japan" etwas ausführlicher erzählen.

Es geſchah faſt um dieſelbe Zeit, wo Kotzebue zu

Weimar eintraf, daß eine Geſellſchaft von erleſenen Männern und Frauen wöchentlich in Goethe's Hauſe auf dem Plane am Frauenthore eine Zuſammenkunft hielt und ſo einen der geiſtreichſten Cirkel in der kleinen Reſidenz bildete. Außer Schiller, Goethe und Meyer zählte dieſer Abendcirkel meiſt nur weibliche Mitglieder. Zur beſondern Zierde gereichten ihm die Gräfin und Hofmarſchallin v. E., das Hoffräulein v. J—n, Fräulein v. W., Frau v. Schiller, Frau v. Wollzogen und Amalie v. Imhoff. Schon aus den Elementen dieſer Zuſammenſetzung kann man abnehmen, daß die zarte Anmuth weiblicher Sitte ebenſo ſehr als Vorzüge des Geiſtes das eigentliche Weſen dieſes feinen geſelligen Vereins ausmachten. Dazu kam, da die Damen die beiweitem größere Anzahl bildeten, daß auch das Romantiſche in den Statuten, denen man ſich unterwarf, auf alle Weiſe vorwaltete. Dem zufolge mußte ſich jeder Ritter eine der anweſenden Damen zum Fräulein erwählen, deren Dienſt er ſich ausſchließlich widmete und ihr alle jene zarten Huldigungen von Liebe und Treue darbrachte, welche die Ritterpflicht in ſolchen Fällen jedem wackern Rittersmanne auferlegt. Goethe'n hatten Neigung, frü-

here Wahl und gegenſeitiges Wohlwollen die ebenſo liebenswürdige, als ſchöne und geiſtreiche Gräfin v. E. zugeführt.

Es verſteht ſich von ſelbſt, da die Ritter und alten Sänger der Wartburg gleichſam aufs Neue in dieſem Cirkel an der Ilm auflebten, daß auch Jeder die Vorzüge ſeiner Dame beſingen mußte, welches Goethe beſonders nicht außerordentlich ſchwer fallen konnte. Das ſchöne herzvolle Lied von ihm, worin eine klagende Zärtlichkeit waltet, und die ſtille Empfindung einſamer Berge gleichſam aus jedem Laute wiederhallt:

Da droben auf jenem Berge ꝛc.

ſoll, wie man ſagt, dieſem Cirkel ſeine Entſtehung verdanken. Doch ſtreiten ſich, wie einſt die ſieben Städte um Homer, noch Jena und Weimar um die Ehre, wem dieſer Vorzug eigentlich gebührt, wie wir ſogleich melden wollen. So viel iſt nämlich gewiß, daß Goethe dieſe anmuthige Kleinigkeit eines Abends in jenen Cirkel brachte und ſie, als ein treuer Ritter, ſeiner Dame, der Gräfin v. E., ehrerbietig zu Füßen legte. Konnte es ſonach wol begründetere Anſprüche, als die unſerer Dame, auf beſagtes Lied geben? Aber

was geſchah? Eine Weile darauf kommt eine ebenfalls geiſtreiche Dame von Jena herüber. Goethe war nun freilich auch oft genug in Jena und brachte daſelbſt beſonders gern die erſten Tage des Frühlings zu. — Laub, Blüten und mildere Luft ſtellen ſich dort, trotz der unbeträchtlichen Entfernung von Weimar, doch immer um vierzehn Tage früher ein. — Gleich der Anfang des Liedes: „Da droben auf jenem Berge," ſprach alſo für ſeine Entſtehung in den Bergen von Jena, da wir leider zu Weimar nur einen Berg, nämlich den hohen Ettersberg, haben, das äußerſt romantiſch gelegene Jena aber ihrer wol zwanzig bis dreißig in ſeinem Umkreiſe zählt. Noch nicht genug. Jene geiſtreiche Dame von Jena kommt nicht nur nach Weimar herüber, ſondern beſucht auch, durch eine wunderbare Verkettung von Umſtänden, die Gräfin v. E. — Bald lenkt ſich das Geſpräch auf Goethe, ſeine Vorliebe für Jena, wie er ſo gern dort verweilt und ſich beſonders auch im Hauſe dieſer Dame äußerſt wohl gefällt. — „So haben wir uns unter Anderm," fährt die vermeintlich oder wirklich Begünſtigte in ihrer Erzählung fort, „auch zur Entſtehung eines Liedes Glück zu wünſchen, das gewiß zu

den schönsten, unschuldigsten und anmuthigsten gehört, die je der Seele eines Dichters entflossen sind.“ Die Gräfin v. E. wird natürlich durch den Inhalt dieser Erzählung gespannt und will wissen, wie das Lied heißt. — Da, wie wenn ein Donnerschlag hoch von den Bergen aus blauer Luft und bei heiterm Himmel herunterfällt, erhält sie die Antwort: „Da droben auf jenem Berge.“ — Doch als eine Dame von feiner Welt faßt sie sich bald genug. Sie eilt aber mit dieser Entdeckung sogleich zu ihrem Ungetreuen, überhäuft ihn mit den liebenswürdigsten Vorwürfen, bedroht ihn mit einer förmlichen Anklage nach den strengen Gesetzen des von ihm selbst beliebten cour d'amour, der ihm ausdrücklich untersage, seine Huldigungen mehr als einer Dame darzubringen, besonders aber rügt sie, was Goethe als Dichter am empfindlichsten treffen mußte, den Mangel an Erfindungskraft, sich im ritterlichen Umgange ihres Geschlechtes eines und desselben Liebesbriefes gleichsam zweimal zu bedienen. Goethe bezeigte die größte Reumüthigkeit, versprach Besserung und konnte freilich nicht umhin, der Dame seines Herzens in allen diesen Stücken Recht zu geben.

Auf solche so höchst anmuthige Weise wurden diese Cirkel gehalten und fortgeführt. Bald indeß sollten sie einige Störungen erfahren. Herr v. Kotzebue war wieder einmal zu Weimar angelangt. Das Fräulein v. J—n, Dame am verwitweten Hofe, hatte den Wunsch für Aufnahme desselben in diesen Cirkel auf alle Weise laut werden lassen. So gelang es ihr durch den Einfluß, den sie ausübte, einige andere Mitglieder der Gesellschaft in dies Interesse zu ziehen. Bei so bewandten Umständen, besonders da Schiller und Goethe viel daran lag, das bis dahin bestandene gute Vernehmen der Gesellschaft auch in Zukunft aufrecht zu erhalten, und man das Ungewitter, was aufzog, wenigstens im Geiste schon von Weitem erblickte, wurde als neuer Artikel in den Statuten der Zusatz beliebt: „Daß Niemand weder einen Einheimischen noch einen Fremden in diesen geschlossenen Cirkel mitbringen sollte, wenigstens nicht ohne vorangegangene allgemeine Zustimmung der übrigen Mitglieder.“ Daß dies Gesetz ursprünglich gegen Kotzebue gerichtet war, konnte wol Niemandem ein Geheimniß bleiben; Kotzebue aber mußte dies wol um so empfindlicher vermerken, da in Weimar zu

seyn und nicht in diesen Cirkel aufgenommen zu werden, damals für eine Art von Ehrenpunkt für ihn gelten konnte, und Goethe überdem durch ein flüchtiges Bonmot, was Kotzebue'n indeß bald genug wieder zu Ohren kam, seine Eitelkeit noch mehr gereizt hatte. Es ist nämlich bekannt, daß zu Japan neben dem weltlichen Hofe des Kaisers auch ein geistlicher Hof des Dalai Lama oder Patriarchen besteht, der im Stillen oft einen größern Einfluß als jener ausübt. Nun hatte Goethe im Scherze einmal gesagt: „Es helfe dem Kotzebue zu nichts, daß er an dem weltlichen Hof zu Japan aufgenommen sei, wenn er sich nicht auch zugleich bei dem geistlichen Hofe daselbst einen Zutritt zu verschaffen wisse." Allerdings konnte Goethe damit nichts Anderes meinen als jenen Abendcirkel, wo er und Schiller allein den Vorsitz führten. Das hieß denn aber nun freilich bei einer so eiteln, reizbaren Natur, wie die von Kotzebue, Öl ins Feuer schütten. Und so geschah es auch in der That, daß er dem, in einem augenblicklich genialen Übermuthe leicht hingeworfenen Worte des großen Mannes eine viel zu ernsthafte Bedeutung unterlegte.

Von nun an faßte er den Entschluß, jenen Cirkel,

wo nicht zu ſprengen, doch ihm gegenüber einen neuen geiſtlichen Hof in Japan zu bilden. Selbſt ein Dalai Lama oder Patriarch an dieſem Orte zu werden, das konnte ihm nicht einfallen, und dazu beſaß er auch zu viel Verſtand; aber daß man Schiller zum Oberhaupte der deutſchen Dichtkunſt förmlich ausrief, und er ſodann beſcheiden in den Hintergrund zurücktrat, das konnte doch wol eine Wirkung hervorbringen, die dem gewünſchten Ziele etwas näher führte. Manche zufällige Umſtände begünſtigten auch überdem dieſes Vorhaben, die denn der Urheber des Planes ebenſo klug als geſchickt auf ſeine Weiſe zu benutzen wußte. Durch eine etwas auf Spitzen geſtellte Erklärung Goethe's war ſeit Kurzem eine gegenſeitige Erkältung zwiſchen den Herren und Damen jenes Cirkels eingetreten. Weil nämlich die Bittgeſuche des weiblichen Theiles der Geſellſchaft zur Aufnahme Kotzebue's, die bald im Ernſt und bald im Scherz wieder in Anregung gebracht wurden, noch immer nicht aufhörten, ſo wurde Goethe zuletzt auch ſeinerſeits verdrießlich, ſodaß er ſich folgendermaßen hierüber erklärte: „Den einmal als gültig anerkannten Geſetzen müſſe man wol treu bleiben; wo nicht, ſo ſolle man lieber die

ganze Gesellschaft aufgeben, was vielleicht auch um so räthlicher sei, da eine zu lange fortgesetzte Treue für die Damen allerdings etwas Beschwerliches, wo nicht gar Langweiliges mit sich führe." — Wieder ein neues Köhlchen ins Feuer, das denn auch von mehreren Seiten gehörig angeblasen wurde! Die Damen besonders zeigten sich äußerst empfindlich. Eine der Schönsten und Liebenswürdigsten hatte sich sogar in einer parodisch wallenstein'schen Laune gegen Goethe verlauten lassen:

Wenn Seel' und Leib sich trennen,
Da wird sich zeigen, wo die Seele wohnt!

Überdem wurden einer Aufführung der „Jungfrau von Orleans" zu Weimar auf dem dortigen Hoftheater ganz unerwartet einige Hindernisse in den Weg gelegt, sodaß Schiller, um dies Stück aufführen zu sehen, selber nach Leipzig reisen mußte. Nun mochte das Eisen ungefähr gar seyn und erwartete nur noch eine geschickte Hand, die es schmiedete. Weit und breit in der ganzen Gegend umher möchte aber wol zu solchem Werke keine geübtere zu finden gewesen seyn als die jenes muntern Gesellen, der, gleichsam wie gerufen, in eben diesen Augenblicken aus der

Fremde eintreffend, an dem geistlichen Hof zu Japan auftrat und in dieser allgemeinen Verwickelung eine Hauptrolle zu übernehmen bestimmt war. Ja, man kann sogar, wie die Umstände vorlagen, nicht einmal mit Gewißheit behaupten, ob der mit Blasebälgen reichlich versehene Herd sich ihm oder er sich dem Herde angetragen habe.

Mit derselben Gewandtheit, womit Kotzebue ein neues Lustspiel oder Trauerspiel in acht Tagen verfaßte und zugleich auf die Scene versetzte, wurde nun auch von ihm der Plan zum Krönungsfeste Friedrich Schiller's, zwar nicht auf dem Capitol, doch auf dem neuen weimarischen Stadthause entworfen. Scenen aus den Haupttragödien des originellen und großen Dichters, aus seinem „Don Karlos", aus der „Jungfrau von Orleans" u. s. w., sollten vorangehen. Im Costume der handelnden Personen gesprochen, sollten sie nicht nur dem Ganzen zur Einleitung dienen, sondern auch die Gemüther auf den Hauptschlag, der sie erwartete, gehörig stimmen und vorbereiten. Die liebenswürdige Gräfin v. E., jene ritterlich gesinnte Dame, die Goethe in so manchem geistreichen Abendcirkel als die seinige erkor und feierte, die aber nun,

auch ihrerſeits etwas gereizt, die von dem Schäfer auf jenem Berge an ihr verübte Untreue wieder vergelten wollte, übernahm freiwillig die Rolle der Jungfrau von Orleans. Das Fräulein v. Imhoff, die berühmte Verfaſſerin der „Schweſtern von Lesbos," konnte ſich dem Antrage, die unglückliche ſchottiſche Königin, Maria Stuart, bei dieſem Aufzuge darzuſtellen, unmöglich entziehen. Der freundlichen Sophia Mereau, ebenfalls einer aus dem ſchillerſchen Almanache rühmlich bekannten, recht lieblichen Dichterin, war, wofern ich nicht irre, die Recitirung des Gedichts: „Die Glocke," bei dieſer Gelegenheit zugefallen. Kotzebue ſelbſt erſchien zweimal, zuerſt als Vater Thibaut in der Jungfrau, und ſodann als Meiſter Glockengießer. In der letzten Rolle lag es ihm inſonderheit ob, die aus Pappe verfertigte Form der Glocke mit ſeinem Hammer mächtig entzweizuſchlagen. Alsdann erſt gelangte der Zuſchauer, wie dort zur Anſchauung des blanken Kerns, der den ganzen Metallguß in ſich ſchloß, ſo hier zur Anſchauung des Hauptmoments, worauf das Ganze klüglich berechnet war. Sobald nämlich der Meiſter Glockengießer den letzten Streich an ſeiner Glocke ge-

than, sollte die Form plötzlich zerspringen und alsdann überraschend Schiller's Büste zum Vorschein kommen, zugleich aber, wo sie sich den Augen darstellte, der anwesende Schiller selbst, versteht sich von zarten Händen, gekrönt werden. Was die künstlerische Anordnung des Ganzen betraf, so leitete diese Herr Krause, ein dem verwitweten Hofe zunächst angehöriger, nicht ungeschickter Landschafter, der zugleich Director der herzoglich weimarischen Zeichenakademie war. Nach allen diesen so glücklich getroffenen Anstalten konnte Niemand an dem glänzenden Erfolge zweifeln. Ich hätte mein Leben darauf verwettet und mir eher des Himmels Einfall, als die plötzliche Vereitelung eines in seiner Art so einzigen Kunstfestes träumen lassen. Und so ging es Jedem. Auch herrschte in den ersten Häusern die lobenswürdigste Thätigkeit. Kleider und Rollen, Besätze und Sittensprüche aus Schiller wurden auf das artigste so lange zusammengesucht, eingepaßt und zugeschnitten, bis ein zierliches und von allen Seiten wohlgerundetes Ganzes daraus erwuchs. Immittelst rückte auch der zur Aufführung bestimmte Tag immer näher. Der in solchen Stücken äußerst gefällige Wieland war bereits eingeladen und hatte

zugeſagt. Von der höchſt liebenswürdigen, viel zu früh verewigten Prinzeſſin Caroline, nachherigen Erbprinzeſſin von Mecklenburg, die Goethe außerordentlich verehrte, hatte man ſich das Wort, bei dieſem Feſte zu erſcheinen, ebenfalls zu verſchaffen gewußt. Auch Friedrich Schiller wurde auf das verbindlichſte angegangen, ſagte jedoch wenige Tage zuvor in Goethe's Hauſe: „Ich werde mich wol krank ſchreiben.“ Goethe ſchwieg und ſagte damals kein Wort. Es fehlte aber nicht an beſonnenen Freunden, die, zu ihrem größten Leidweſen, aus allen dieſen Umſtänden eine Spannung zwiſchen beiden ſo ausgezeichneten Geiſtern weiſſagten. Das Ende davon ließ ſich kaum abſehen, beſonders in dem Falle, wenn Schiller in die ſeiner edeln, höchſt unbefangenen Perſönlichkeit gelegten Schlingen eingehen ſollte. Die Vorbereitungen zum Feſte waren nun ſoweit gediehen, daß man förmlich zu einer brieflichen Verhandlung mit der Bibliothek und ihren Vorſtehern über Schiller's Büſte ſchreiten konnte; denn dieſe von Dannecker gearbeitete, der Bibliothek, wenn ich nicht irre, von Goethe geſchenkte und noch daſelbſt befindliche Marmorbüſte, war zu jenem Knalleffecte auserkoren worden. Jene

Verhandlung wurde denn auch wirklich zwiſchen den damaligen beiden Profeſſoren und Malern, Meyer und Krauſe, eingeleitet. Hier aber ergab ſich als böſes Vorzeichen ſogleich ein unvermutheter Rechnungsfehler, den der gute Krauſe ſeinerſeits wenigſtens durchaus nicht beſeitigen konnte. Meyer bemerkte nämlich in ſeiner Antwort auf das Geſuch des Erſtern ganz kurz: „Die Jedermann bekannten Vorſchriften der Bibliothek erlaubten es durchaus nicht, ein Kunſtwerk von ſolchem Werthe an Orten und Tagen, wo es in der Regel immer etwas tumultuariſch zuzugehen pflege, der Gefahr einer Beſchädigung auszuſetzen. Zudem entſtehe, was den guten Geſchmack anbelange, noch die Frage, ob ſich Schiller durch eine Darſtellung ſeiner Idee von der Glocke in Pappe auch wirklich ſo geehrt fühlen dürfte, wie man zu erwarten ſcheine.“ — Ein Stück brennenden Schwammes, in eine Pulvermine geworfen, kann ſchwerlich eine größere Verwirrung hervorbringen, als der Inhalt dieſes Billets unter den Herren und Damen, die einer günſtigen Antwort auf ihr Bittgeſuch ſehnſüchtigſt entgegenſahen. Meyer, als vieljähriger Hausfreund Goethe's bekannt, konnte — ſo glaubte man wenig-

ſtens allgemein — nicht anders, als in Auftrag deſſelben in dieſer Angelegenheit ſo geſchrieben und gehandelt haben. Das war ſo klar und ſo einleuchtend, daß ein halbweg geſcheites Kind auf dieſe Vermuthung kommen mußte, ſelbſt wenn man es auch nicht etwa noch beſonders in Anſchlag brachte, daß Goethe zugleich einer der erſten Vorſtände der weimariſchen Bibliothek war. Wie dem auch ſei, ſo trat hier wenigſtens der beſondere Fall ein, daß es vielleicht mit geringern Schwierigkeiten verknüpft geweſen wäre, an dem genannten feierlichen Tage, des Dichters ſelbſt, als ſeiner Büſte habhaft zu werden. So heftig nun ſchon dieſer erſte Schlag die Gemüther traf, ſo war doch der zweite, der ſie erwartete, noch weit bedeutender. Es begab ſich nämlich, als man den Tag vor der Aufführung an den erſten regierenden Bürgermeiſter Schulze ſchrieb und dieſen höflich um die Schlüſſel zum Saale des neuen Stadthauſes erſuchte, wo das ganze Prunkſpiel ſich erſt entfalten ſollte, daß dieſer ſeinerſeits im Namen des Magiſtrats die zwar amtliche, aber keineswegs erfreuliche Antwort gab: „Das Aufſchlagen des Theaters im neuen Saale des Stadthauſes ſei ſchlechterdings nicht zuläſſig; Wände,

Decken und der neugelegte Fußboden würden gar zu sehr darunter leiden; man bedauere darum recht sehr, in diesem Falle nicht dienen zu können." Alle Gegenvorstellungen, alle Zusicherungen von Schonung, ja sogar von Schadenersatz bei etwa eintretenden Unglücksfällen waren vergeblich und vermochten nicht, die Hartnäckigkeit und den Starrsinn des regierenden Bürgermeisters zu beugen. Den rührendsten Bitten setzte er die strenge Erfüllung seiner Pflichten mit der größten Fassung entgegen; kurz, das Herz dieser ersten Magistratsperson, so verschiedene Stürme auch auf dasselbe versucht wurden, blieb so unzugänglich und so fest in sich verschlossen wie die Thüre des neuen Stadthauses, dessen Schlüssel sich ebenfalls in seinen Händen befand.

Schwerlich hat es je einen trostlosern Tag als diesen für die schöne Welt zu Weimar gegeben. So die schönsten, glänzendsten Hoffnungen nah am Ziele gleichsam mit Einem Schlage vereitelt zu sehen, was heißt es wol anders, als mitten im Hafen noch Schiffbruch leiden? Man denke sich nur einmal den nun völlig unnütz gewordenen Aufwand von Krepp, Flor, Band, Spitzen, Gaze, Perlen, den die schönen

Kinder gemacht; die Pappen zur Glocke, die Farben, die Pinsel zu den Coulissen, die Wachslichter zur Erleuchtung gar nicht einmal in Anschlag zu bringen. Man erwäge den noch größern Aufwand von Zeit und Mühe, der zur Einlernung so vieler und so verschiedener Rollen erfoderlich war; man zaubere sich eine reizende Maria Stuart vor, eine erhabene Jungfrau von Orleans, eine anmuthige Agnes, die so plötzlich, so ganz unerwartet von den höchsten Ehrenstaffeln herabsteigen und Kron und Scepter, Helm und Fahne, Perlen und Schmuck in einer einzigen unglücklichen Stunde niederlegen sollen — und man wird keineswegs die Stimmung unwahrscheinlich finden, wie sie in dem weiter unten mitgetheilten Gedichte aus der Feder Einer von jenen reizenden Theilnehmerinnen selbst ausführlicher geschildert wird. Wie konnte es anders seyn? Es mußte in diesen Tagen der allgemeinen Trauer zu Weimar gar manches artige Köpfchen, auf beide Hände gestützt, in seinem Cabinete gefunden werden, das die düstersten Betrachtungen über diese arge Welt, über die Heimtücke des Schicksals und den verkehrten Lauf aller menschlichen Dinge anstellte. Ebenso wenig will ich in Abrede

ſeyn, daß in dieſem ganzen Vorgange der Stoff zu einem kleinen, allerliebſten, ſcherzhaften Heldengedichte, im Geſchmacke des „Lockenraubes" von Pope, oder des „Vert-Vert" von Greſſet enthalten iſt. Man denke nur, drei Königinnen des Herzens, gleichſam an Einem Tage ſo unverdient entthront zu ſehen! Nein, wen ein ſo hartes Geſchick, das die Muſen und Grazien in ihrem eigenen Sitze verfolgt, nicht rühren ſollte, der kann, wenigſtens hier im deutſchen Athen, auf keinen Rang und Titel irgend weitern Anſpruch machen. Weniger zu bedauern ſchien Vater Thibaut, der, als ein großer Meiſter in der Intrigue, für diesmal noch einen größern Meiſter in dieſem Fache gefunden hatte. Dieſer Umſtand könnte, bei richtiger Behandlung, als Motiv benutzt, etwas ungemein Ergetzliches herbeiführen. Wie der Patriarch von Japan es gleich im Anfange vorausgeſagt, daß der geiſtliche Hof am Ende doch Recht behalten würde, ſo iſt es wirklich in Erfüllung gegangen. Die Mittel, deren man ſich dazu bedient, ſowie die erſten unſichtbaren Fäden, woran ſich das ganze Gewebe nachher immer unauflöslicher dem Gegner vor die Füße knüpfte, ſind freilich, wie in allen Stücken, worin das Schick-

ſal die Hauptrolle übernimmt, den gemeinen Augen in ein heiliges Dunkel entrückt. Auf der andern Seite aber iſt die Thätigkeit auch nicht zu verkennen, womit, unter dem Vorwande, eine Glockenform zu bereiten, eine förmliche Mine, von der Hand eines in ſolchen Unternehmungen keineswegs ungeübten Meiſters angelegt, den Patriarchen von Japan und ſeinen ganzen Hof wo möglich in die Luft ſprengen ſollte. Dieſer indeß und ſeine Freunde merkten die Gefahr bei Zeiten und wußten ihr durch Anlegung einer ſtillen Gegenmine gehörig auszuweichen. Auch ſtand Vater Thibaut, als dieſer Blitz einſchlug, faſt ſo erſchrocken und gebeugt da, wie ehemals, als die Glocken zur Krönungsfeierlichkeit von Orleans läuteten und der Blitz in den Thurm der Kathedrale in demſelben Augenblicke hereinfuhr, wo er mit dem löblichen Vorſatz umging, ſeine eigene Tochter zur Hexe zu erklären.

Sollte übrigens jemals ein Bulletin über die ebenſo hartnäckig belagerte als glücklich wieder entſetzte Feſtung des Patriarchen von Japan herauskommen, ſo verdient der Bürgermeiſter Schulze, der den Stadthausſaal ſo hartnäckig verweigerte, allerdings in dem-

ſelben eine ehrenvolle Erwähnung. Sehr witzig ſagte daher Frau v. W., Schiller's Schwägerin, die berühmte Verfaſſerin der „Agnes von Lilien," mit geiſtreicher Beziehung auf eine Stelle in „Wallenſtein's Tod," als ſie hörte, daß jener Mann, bald nach dieſem Vorfalle, den Titel als weimariſcher Rath bekommen hätte: „Billig hätte man unter ſein Diplom „Rath Piccolomini" ſchreiben ſollen."

Schließlich kann ich nicht unterlaſſen, dem Leſer das oben bereits angezogene Gedicht, das eine jener Damen zur Verfaſſerin hat, in einer treuen Abſchrift beizulegen.

Die Aſchermittwoch zu Weimar.

Was zieht die Straße dort entlang?
Was ſeufzt ſo tief? Was ſtöhnt ſo bang?
Iſt's Hochverrath? Iſt's Feindesnäh'?
Sagt, wem erklingt dies Ach und Weh?
O Freundin, ruft die Trauerſchar,
Thaliens Tempel droht Gefahr.
Die Arbeitsleute ſtehn verdroſſen;
Denn, ach! der Stadtſaal iſt geſchloſſen.
Es hilft kein Drohen und kein Flehn,

Man will Thaliens Kunſt nicht ſehn.
O Jammertag! O Misgeſchick!
Dahin iſt Carlos' ſchönſtes Glück!
Dahin des Poſa ſtolzer Traum!
Ihm wird zu enge hier der Raum!
Er flieht das undankbare Land
Und ſchifft zu Indiens fernem Strand.
Die Königin ſteht nun verlaſſen;
Zwar weiß ſie männlich ſich zu faſſen:
Sie ſuchet Troſt in ihrem Ruhm
Und in Apollo's Heiligthum.
Doch was ſoll aus Johanna werden?
Mit faſt verzweifelnden Geberden,
Reißt ſie den Helm von ihrem Haupt
Und ruft: Nein! Unerhört iſt's, unerlaubt!
Wie ſchön hätt' ich mich ausgenommen,
Wär ich gen Orleans gekommen! —
In ihrem Stübchen ſitzt gebückt
Die holde Agnes da und ſtickt;
Da öffnet plötzlich ſich die Thür —
Ein Trauerzug wälzt ſich zu ihr,
Der Freunde Chor — mit raſcher Eil
Wird ihr die Schreckenspoſt zu Theil:
Daß Agnes ſanft und liebevoll
Trotz allem Reiz nicht ſpielen ſoll.
Gekränkt, betrübt an Herz und Sinn

Schickt man zur Freundin O..l hin.
Sie kommt und ruft: Du treuer Gott!
Als man geſchildert ihr die Noth.
Umſonſt hat Margot ſich gequält,
Geſtickt und reichen Stoff gewählt.
Eliſabeth erſcheinet nie.
Dahin iſt Arbeit, Fleiß und Müh!
Zu Haus ſitzt Louiſon und weint,
Weil ach! ihr Spenſer nicht erſcheint.
Graf Dunois und La Hire gehn
Abſeits, den Jammer nicht zu ſehn,
Und Thibaut ruft: Ich hab's geſagt:
Es iſt der Teufel, der ſie plagt!
Die Großmama, von Zorn entſtellt,
Schilt heftig die verkehrte Welt;
Johann dagegen mit Bedacht
Berechnet die verlorne Pracht
An Zindel, Silber, Band und Kleid,
Und mehrt dadurch das Herzeleid.
Gegoſſen ſtand die Glocke ſchon;
Ach! von Sophiens Silberton
Iſt fürderhin nun nicht die Rede;
Die Glockengießerei ſteht öde,
Und ſtatt des Friedens waltet Fehde!
Die edle Form zerſpringt im Sand;
Sie wird Discordia genannt;

Anſtatt die Stunden uns zu ſchlagen,
Wird man ſie nach der Ilme tragen! —
Nun — ſollte je das Stadthaus brennen,
Kein Mitglied wird zum Löſchen rennen,
Barbaren, ihr, verlaßt euch drauf!
Ach! ging nur erſt das Feuer auf!
Du aber, Menſch, im höhern Lichte,
Lern' aus der tragiſchen Geſchichte,
Daß ſtets des Himmels Strafgerichte,
Wie lang ſie unterwegs verweilen,
Den Frevler doch zuletzt ereilen.
Denn wißt, daß wir, die jetzo leiden,
Auf dem Theater hier mit Freuden
Ein Stück vor Zeiten aufgeführt,
Das einen Unglücksnamen führt *).
Ja, weil das Unglück wir geſpielt
Und bei demſelben nichts gefühlt,
So läßt uns für vergangene Sünden
Die Strafe jetzt ein Gott empfinden.
Anſtatt in Pracht erſcheinen wir
In Staub und Aſch', Apoll, vor dir.

*) „Die Unglücklichen" von Kotzebue.

Erſter Anhang.

Brief eines ſechzehnjährigen Jünglings, als er Goethe zum erſten Male geſehen.

In welchem hohen Grade Goethe's Weſen ſelbſt noch in ſeinem hohen vorgerückten Alter junge Leute mächtig ergriff und begeiſterte, davon will ich ein erſt kürzlich von mir erlebtes Beiſpiel in dem von dieſer Seite merkwürdigen Briefe eines ſechzehnjährigen Jünglings mittheilen.

Weimar, den 20. Februar 1822.

Theuerſter, vielgeliebter Freund!

Schon lange hätte ich Ihnen geſchrieben; allein ich zögerte noch immer, weil ich nicht eher ſchreiben wollte, als bis ich Goethe geſehen hätte, auf deſſen Anblick ich ſo begierig war. Ich ging zwei Monate alle Tage vor ſeinem Hauſe vorbei; allein vergebens.

Zwar war es mir ſchon eine große Freude, oft ſeine Schwiegertochter mit ihren lieblichen Kindern an dem Fenſter zu erblicken; aber ich wollte doch auch Goethe ſehen. Eines Sonntags, als ich eben ſpazieren geweſen, führte mich mein Weg hinter Goethe's Hauſe vorbei, wo ſein Garten iſt. Die Gartenthüre ſtand gerade offen, und aus Neugierde lief ich herein. Goethe war nicht im Garten; aber eine Weile darauf ſah ich, daß ſein Bedienter kam. Da ſchlug ich die Gartenthür wieder zu, weil der Bediente mich ſonſt geſehen hätte. Wie ich nun noch ſo ganz trübſelig darüber nachdachte, daß mir doch auch alle Verſuche, Goethe zu ſehen, misglückten, bemerkte ich plötzlich eine andere Gartenthür, die auch offen war, und als ich hereintrat, ſah ich bald, daß dieſes des Nachbars Garten ſei, deſſen Mauer dicht an Goethe's Garten ſtößt, ſodaß man von hieraus die Gänge in jenem ganz deutlich überſehen kann. Unter ſo günſtigen Umſtänden faßte ich mir plötzlich Muth und fragte den Mann, dem dieſes Haus gehörte: ob Goethe oft in ſeinem Garten ſpazieren ginge, und um welche Zeit? Er antwortete mir: alle Tage, wenn es ſchön Wetter iſt. Die Zeit aber wäre nicht beſtimmt,

manchmal um zehn Uhr, wenn die Sonne irgend am Himmel hervorkäme, ſo ſei der geheime Rath auch da; um zwölf Uhr aber liebe er ganz vorzüglich im Garten zu ſeyn. Der alte Herr halte es, wie es ſcheine, mit den heißeſten Sonnenſtralen. Hierauf erforſchte ich den Nachbar weiter, wie er es meinte, und ob er mir wol die Erlaubniß geben wollte, daß ich ſeinen Garten täglich eine halbe Stunde beſuchen könnte, um den großen und von mir ſo innig verehrten Dichter zu ſehen und zu beobachten. Er antwortete mir ganz gleichgültig: warum nicht? da könne er nichts dawider haben. Es iſt doch wunderbar, lieber Freund, daß man, um einen Tiger, einen Bären, eine wilde Katze zu ſehen, einen halben Gulden bezahlen muß, und daß man dagegen den Anblick eines großen Mannes, der doch das Seltenſte iſt, was man in der Welt ſehen kann, völlig umſonſt haben mag! Ich ging voll Freude nach Hauſe, konnte aber dieſe Nacht kaum ein Auge zuthun. Ich kleiner Zwerg kam mir vor, als wäre ich durch die Hoffnung, einen großen Mann zu ſehen, plötzlich eine Spanne größer geworden. Der Morgen dauerte mir gar zu lang, bis er kam, ja er ſchien mir faſt ſo

lang, wo nicht länger als eine Woche. Der kommende Tag brach endlich an und brachte das schönste Frühlingswetter. Wie ich die Sonne scheinen sah, dachte ich: ha, heute ist gut Wetter für Goethe; und ich hatte mich nicht geirrt. Es war zehn Uhr vorbei, als ich von Hause aus nach dem Garten ging, wo Er schon auf- und abwandelte. Das Herz pochte mir gewaltig, als ich ihn sah. Ich glaubte Faust und Margarethchen in einer Person zu erblicken, so sanft und so prächtig zugleich, wie er aussieht! Ich hatte meine Augen beständig auf ihn gerichtet, um seine Gesichtszüge recht in mein Herz zu prägen. So sah ich ihn eine ganze Seigerstunde mit scharfen, unverwandten Blicken an, ohne daß er mich seinerseits gewahr wurde, woran er denn auch nichts verloren hat. Als ich mich soeben recht in ihn vertieft hatte, spielte er mir den Possen und ging herein in das Haus und wieder durch die Stiegen herauf in seine Studirstube, die völlig abgeschieden mit ihren Fenstern in den Hinterhof sieht. Theuerster Freund, Sie können versichert seyn, in Goethe's ganzem Wesen zeigt sich seine Größe. Er ist noch so rüstig, wie ein Mann von vierzig Jahren. Sein majestätischer

Gang, die gerade und aufrechtſtehende Stirn, die herrliche Form ſeines Kopfes, das feurige Auge, die gebogene Naſe, Alles das ruft: Fauſt, Margarethe, Götz, Iphigenie, Taſſo, und was weiß ich, was Alles noch ſonſt mehr? Nie habe ich in dieſem vorgerückten Alter einen ſo rüſtig ſchönen Mann geſehen. Ich ſehe ihn jetzt, wenn es ſchönes Wetter iſt, täglich in ſeinem Garten, und das gewährt mir ebenſo viel Unterhaltung, als Andere darin finden, wenn ſie Büſten betrachten und ſchöne Bilder und Kupferſtiche anſehen. Sie mögen es mir glauben oder nicht, aber wenn ich Ihnen ſage, daß mir ſein Anblick lieber iſt, als der von allen Kupferſtichen in der Welt, ſo ſage ich Ihnen nur die reine und lautere Wahrheit. Er geht gewöhnlich mit langſamen Schritten auf und ab in den Gängen des Gartens, ohne ſich hinzuſetzen; ſtellt aber auch oft über einen Gegenſtand des Pflanzenreiches, vor dem er alsdann ſtill ſteht, in ſeinen Gedanken halbeſtundenlange Betrachtungen an. Könnte ich doch nur ſeinen Sinn und ſeine Geſpräche mit ſich ſelbſt in ſolchen Augenblicken errathen. Mit ſeines Sohnes artigen Kindern wechſelt dieſes Spiel ab, wenn er von den Blumen und Pflanzen zurückkehrt.

Ich ſpreche dort ordentlich mit Goethe durch die Augen, obwol er mich nicht ſieht, indem ich, durchs Geſträuch vor ihm verdeckt, hinter einem Zaune ſtehe. Das klingt Alles wunderlich genug, aber es iſt wirklich ſo. Im Grunde iſt es auch gut ſo und beſſer, als ob ich ihn wirklich geſehen und geſprochen hätte; ich weiß wohl warum. Denn nehmt an, daß er ſich wirklich auf eine Unterhaltung mit mir einließe; was in aller Welt könnte ein ſechzehnjähriger Bube, wie ich, im Geſpräche ihm ſeyn? Er mir wohl! Aber da hat er ſchon was Beſſeres zu thun! O, mein innig geehrter Freund, wenn Sie nur doch auch einmal hier im Garten und zwar an meiner Seite wären! Ich freue mich ſchon ordentlich darauf, wenn es nun wirklich Frühling wird, wo die Knospen aufbrechen; da will ich Goethe's Geſpräche mit den Blumen und Vögeln und dem Lichte im nähern Umgange mit der Natur ſchon recht fleißig belauſchen und Ihnen Alles wiederſchreiben, was ich davon weiß, oder auch nur irgend errathen kann.

Ihr ꝛc.

Zweiter Anhang.

Über

Goethe's Faust.

Ein Fragment zur Erläuterung des obigen Gartengespräches.

1.

Vom Univerſalleben der Natur, wie es, durch Goethe aufgefaßt, beſonders im Fauſt erſcheint.

Wer kennt nicht jene träge, ſeelenloſe Betrachtung der Natur, wie ſie in den meiſten neuen Dichtern und Schriftſtellern durchgängig herrſcht, die Schiller ſo witzig mit den Worten aufgefaßt:

Unbekannt mit ihres Schöpfers Ehre,
Gleich dem trägen Schlag der Pendeluhr,
Dient ſie knechtiſch dem Geſetz der Schwere,
Die entgötterte Natur.

Goethe macht hiervon eine rühmliche Ausnahme. Wer die obigen Gartengeſpräche geleſen hat, mag leicht erkennen, wie dieſer Liebling der Natur in ihr inneres Weſen eindrang, und mit welcher Allgewalt

und Lebendigkeit er ſich jeder Erſcheinung bemächtigte. So viel iſt über Goethe's Univerſalität und Objectivität geſprochen und geſchrieben worden, daß ein öffentliches Blatt ſich ſogar erlaubte, dieſe Eigenſchaften als Phraſen zu behandeln, die Goethe's Verehrer und Freunde in Gang gebracht, und wobei in der Regel von ihnen wenig oder gar nichts gedacht werde. Das Wahre aber von der Sache iſt, daß beide Foderungen allerdings das Fundament nicht nur des goethe'ſchen, ſondern jedes echten und wahrhaftigen Styls ausmachen, ſowie, daß Goethe's Verdienſt ohne dieſen von ihm ſelbſt in ſolcher Strenge aufgeſtellten Maßſtab nicht einmal erkannt oder gewürdigt werden kann.

Daher habe ich es mir angelegen ſeyn laſſen, gerade dieſen Punkt aller goethe'ſchen Darſtellungen in das gehörige Licht zu ſetzen, weil ohne ihn durchaus kein Reſultat zu gewinnen iſt, wie ſehr man ſich auch in Bewunderung der Einzelnheiten ſeines Genius erſchöpfen möge. Man befrage ſich nur ſelbſt: was iſt es denn wol, was Goethe vor allen übrigen Dichtern ſo entſchieden auszeichnet? Etwa die Mechanik ſeiner Verſe? Wieland und Voß machen ſie beſſer.

Oder die grammatiſche Richtigkeit und Correctheit ſeiner Sprache? Da müßte er nothwendig Klopſtock als ſeinen Meiſter anerkennen. Wie? Oder iſt es vielleicht jene wahre und richtige Auffaſſung aller und jeder Lebensverhältniſſe? jenes innige Zuſammenfließen mit der Natur und ihren Erſcheinungen? Wenigſtens in dem letzten Stücke möchte es wol ſo leicht Niemand unter den Neuern Goethe zuvorthun. Wenn dem ſo iſt, ſo ergibt ſich auch ſofort die zweite Frage: was war es denn wol eigentlich, was Goethe zu dieſer Kunſt der Darſtellung befähigte? Der Grund dieſer Frage, ſowie ihr Zuſammenhang mit Goethe's Charakter als Naturforſcher, ſofern ihn auch hier und da einſichtsvolle Leſer ermaßen, iſt doch der Menge im Ganzen, ja ſogar einigen von des Dichters nähern Freunden durchaus fremd geblieben. Ich ſelbſt hörte einen großen Dichter im Ernſte verſichern, daß Goethe ſich durch das Studium der Natur außerordentlich als Dichter geſchadet hätte. Wer mag es nun unter dieſen Umſtänden den Leſern und Verehrern jenes großen Dichters in der zweiten oder dritten Geſchlechtsfolge verargen, wenn ſie mit großer Zuverſicht das Nämliche behaupten ſollten? Solche Urtheile aber

ſind immer wichtiger zur Charakteriſirung Deſſen, der ſie fällt, als Deſſen, über den ſie gefällt werden. Sie kommen jedoch ſelbſt bei edeln Menſchen ſo häufig vor, daß man ſich keineswegs darüber erbittern ſollte. Für Natur- und Weltbetrachtung im Großen iſt mit dem ſittlichen Standpunkte allein wenig auszurichten, und man darf ſich daher wol nicht wundern, wenn Diejenigen, die es dennoch verſuchen, in große Einſeitigkeiten verfallen. Ebenſo iſt es auch nicht ſchwer, die Najaden, Dryaden und andere Weſen der Fabelwelt in fließenden Verſen lauſchen und rauſchen zu laſſen; aber damit iſt man dem Genius von Goethe noch auf tauſend Meilen weit nicht auf die Spur gekommen. Dieſer verſchmäht die Schale, bringt in den lebendigen Kern und (man vergleiche ſeine Unterredung über die Monaden oder Urbeſtandtheile aller Dinge nach Wieland's Tode) bildet ſo ein Reich von Geſtalten, wo ihm jeder Baum, jeder Vogel, jede Blume, jeder Schmetterling, jede Schlange wie eine Maske erſcheint und ihn zuweilen mit Luſt, zuweilen aber auch mit Grauen erfüllt. Man könnte wol ſagen, Goethe habe an die Stelle jener ſpielenden und phantaſtiſchen Allegorie eine wahrhafte und wiſſen-

ſchaftliche Mythologie geſetzt. Daher denn auch ſein Widerſpruch mit den Mythologen und Aufklärern im neuſten Sinne, wovon die Scenen auf dem Blocksberge im „Fauſt" mehr als einen Beweis enthalten. Indem dieſe Herren ſchon ſelig auf ihren Polſtern ruhn, in der feſten Überzeugung, allen Aberglauben verſcheucht, alles Hexenwerk verbannt zu haben, zündet Goethe den alten Zauberberg wieder aufs Neue zu ihren Füßen an. Alle vertrocknete Stiele und Reiſer, worauf die Damen ſonſt zum Blocksberg ritten, grünen und knospen nun in neuer Lebensfülle unter dem milden Einfluſſe einer Walpurgisnacht zur großen Verwunderung ihrer Gegner, die ſich eher des Himmels Einfall, als dieſes, vermutheten.

So beſtreitet Goethe die falſche Myſtik, redet aber bei der Gelegenheit zugleich der ewigen und über alle Zeit erhabenen ſtandhaft das Wort. Unbeſtritten vor ſeinen Augen bewegt ſich ein den Urphänomenen Inwohnendes, wogegen alle Grübelei nichts auszurichten vermag; und indem er dieſe tiefe Betrachtungsart überall durchſetzt, ergetzt ſich ſein Humor an der Verlegenheit aller jener hochmüthigen Geiſter, die in Wiſſenſchaft und Kunſt die ihnen von Gott ge-

ſchriebenen Grenzen überſpringen und, indem ſie den Aberglauben mit Nachdruck beſtreiten, auf der andern Seite einem ebenſo anmaßenden als leeren Unglauben anheimfallen. In keinem Werke von Goethe ſpricht ſich dieſe Anſicht deutlicher aus als im „Fauſt.“ Daher glaube ich nichts ganz Unverdienſtliches zu thun, wenn ich hier, wo von Goethe's Innerſtem, gleichſam von der Hauptmaxime alles ſeines Thuns und Wirkens, nicht nach leeren Vorausſetzungen, ſondern nach Anſchauungen und Thatſachen die Rede iſt, diejenigen Stellen jenes Meiſterwerkes, die damit in Verbindung ſtehen, etwas näher bezeichne, auch ſonſt gelegentliche Erörterungen über Eins und das Andere beibringe. Vor Goethe wüßte ich kaum einen neuern Dichter zu nennen, der in dieſes Univerſalleben der Natur mit gleichem Ernſte und gleicher Begeiſterung eingedrungen wäre. Selbſt Schiller'n iſt dieſe Seite gänzlich fremd geblieben; er iſt zu lyriſch und verſteht die Kunſt nicht, ſich unterzuordnen. Nur die gewaltige Maxime, die Shakſpeare für Gutes und Böſes ohne Theilnahme als reiner, ungetrübter Weltſpiegel in ſeinen Darſtellungen verfolgt, grenzt nahe daran. Im Einklange mit Leſſing und Herder,

die Beide das organiſche Leben der Natur, wenn auch nur proſaiſch, dennoch zuweilen mit dem glücklichſten Erfolge auffaßten, bahnten die ernſten Beſtrebungen dieſer Männer dem goethe'ſchen Style als Vorſchule würdig den Weg. Man vergleiche nur einmal die Einleitung von Herder's „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit" nebſt ſo vielen hochbegeiſterten Stellen in deſſelben Verfaſſers „Kalligone" über den ſich verkörpernden Geiſt der Natur, wie er, durch die Elemente beſtimmt, ſo verſchiedenartige Geſtalten annimmt, mit jener ſo merkwürdigen Äußerung Goethe's, deren bereits früher von mir gedacht worden iſt, daß er in der That nicht wiſſe, was in dem erſten Theile des ebengenannten Werkes ihm, oder was Herder angehöre, da Beide in jener Zeit, wo Herder die „Ideen" ſchrieb, genau mit einander verbunden, dieſelben gemeinſchaftlich durchſprachen und durchlebten. Wenn man die Seltenheit ſolcher Geiſter betrachtet, denen, als eigentlichen Sehern, ein Licht durch alle Reiche der Natur von ihrem Genius vorgetragen wird, ſo möchte man wenigſtens alle Diejenigen, denen gleiche Gaben verſagt ſind, wie ſchätzenswerthe Verdienſte in andern Kreiſen des menſchlichen Wiſſens und Han-

deins ſie ſich auch mögen erworben haben, geziemend, ja dringend erſuchen, wenn von Gegenſtänden die Rede iſt, wofür ihnen nun einmal das Organ abgeht, beſcheidener in ihrem Urtheile zu ſeyn. Wenn wir nämlich ſo fortfahren, Alles, was wir nicht verſtehen oder zu lernen unfähig ſind, Myſtik zu ſchelten, ſo könnten auch Gluck und Mozart bald in den Fall kommen, daß alle der Muſik Unkundige auch ſie für Myſtiker erklärten. Was hat z. B. Kotzebue'n nicht Alles für Myſtik gegolten! Die goethe'ſche Myſtik nimmt freilich ein Letztes, ein Unerklärliches in allen Dingen an. Sie ehrt demnach, wie den Glauben, ſo auch die Vernunft; ſie erwartet von dem Verſtande viel, nur nicht Alles. Was in der Welt aber möchte wol dieſes lichtvolle Weſen mit den völlig verſtandloſen, finſtern Ausgeburten des Aberglaubens oder der Barbarei der vergangenen Jahrhunderte zu ſchaffen haben? Goethe's ſchöne Seele, die das Rechte will und ſich überall, folglich auch im Forſchen, ein Maß auflegt, mahnt die Wiſſenſchaft mit Nachdruck von dem Verſuche ab, das in ihr Verborgene, Unerklärliche auf eine in die Sinne fallende Weiſe erklären zu wollen:

Natur läßt ſelbſt bei lichtem Tag
Sich ihres Schleiers nicht berauben,
Und was ſie deinem Geiſt nicht anvertrauen mag,
Das zwingſt du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben!

Überfliegt der Menſch dieſe Demuth, ſo iſt der Stolz einer ſeichten Aufklärung nothwendig Das, was ihm auf der Ferſe nachfolgt. Kein Wunder demnach, wenn eine hochmüthige Forſchung ſich auf dieſem Wege zuletzt ſo weit verirrt, daß ſie nur zwiſchen einem naturloſen Gott oder einem gottloſen blinden Fatum die Wahl hat. Die goethe'ſche Anſicht dagegen, welche die Natur und ihren Urheber nicht nebeneinanderſtellt, ſondern in ſeliger Durchdringung von Ewigkeit zu Ewigkeit als Eins im Weſen, wenngleich verſchieden im Wirken, denkt, ſcheint allein im Stande, dem Glauben ſeine heiligen, unbeſtrittenen Vorrechte einzuräumen und doch zugleich den finſtern Ausbrüchen des Aberglaubens von allen Seiten zu wehren. Je weiter ſich daher jetzt und in Zukunft die Deutſchen in Kunſt und Wiſſenſchaft von der Wahrheit, vom rechten Style und von der Natur verirren, je mehr ſie in ihrem Wirken und Handeln

der Unnatur und dem Übertriebenen verfallen werden, deſto weniger wird der Name Goethe bei ihnen gelten, und deſto weniger werden ſie die Räthſel, die ihnen dieſer Genius knüpft, zu löſen ſich verſucht fühlen. Jedesmal aber, wo eine neue Rückkehr zur Natur und Wahrheit vom Irrthume, und wär' es nach Jahrhunderten, unter uns ſtattfinden wird, kann man gewiß ſeyn, daß auch die Nation ſich wieder um dieſen Liebling verſammeln und ihm die wohlverdienten Kränze darreichen wird. Eine brennende Sinnlichkeit und eine tiefe, hier und da ſogar an Trockenheit grenzende Metaphyſik, die größte Ruhe einer wiſſenſchaftlich philoſophiſchen Betrachtung, verbunden mit dem lebhaften Ungeſtüm eines jugendlichen Dichterfeuers, ſo völlig unvereinbare und hier dennoch glücklich in einem und demſelben Individuum zur Anſchauung gebrachte Vorzüge, ſind eins von den Pfunden, die dem Genius, der ſie beſaß, einen der erſten Plätze nicht nur unter den Dichtern, ſondern auch zugleich unter den Denkern und Naturforſchern aller Jahrhunderte anweiſen.

2.

Goethe's Vermächtniß an die jüngere Nachwelt zu seinem fünfundsiebzigjährigen Geburtstage, den 28. August 1824.

Ihr sollt nicht mit dem Edeln Kurzweil treiben;
Erst sollt ihr leben — und nach diesem schreiben;
Erst sollt ihr dichten — und nach diesem malen;
Sonst spielt ihr nur mit Farben, Kunst und Zahlen,
Und seid, obwol von Jedermann gelesen,
Doch selbst nur Schrift und Pergament gewesen.

Ein Jeder suche, wie und was er schreibe!
Der Kopf sei angemessen seinem Leibe!
Zehntausend Schultern Einem anzupassen,
Das nennen sie erfinden und verfassen.
Wir aber nennen dies Manier; ob Viele
Sie auch verwechseln mit dem ernsten Style.

Der ernste Styl, die hohe Kunst der Alten,
Das Urgeheimniß ewiger Gestalten,
Es ist vertraut mit Menschen und mit Göttern;
Es wird in Felsen, wie in Büchern, blättern;
Denn was Homer erschuf und Scipionen,
Kann nimmer im gelehrten Treibhaus wohnen.

Sie wollten in dies Treibhaus uns verpflanzen;
Allein die deutsche Eich' erwuchs zum Ganzen!
Ein Sturm des Wachsthums ist ihr angekommen,
Sie hat das Glas vom Treibhaus mitgenommen.
Nun wachs, o Eich', erwachs zum Weltvergnügen:
Schon seh' ich neue Sonnenaare fliegen.

Und wenn sich meine grauen Wimpern schließen,
So wird sich noch ein mildes Licht ergießen,
Bei dessen Wiederschein von jenen Sternen
Die spätern Enkel werden sehen lernen,
Um in prophetisch höheren Gesichten
Von Gott und Menschheit Höh'res zu berichten.

3.

Der Dichter und seine Freunde im ersten Prologe zu „Faust."

Der Hauptgedanke in diesem Prologe ist dieser: der Dichter fühlt in sich plötzlich eine Begeisterung, welche ihn in die Zeiten seiner früheſten Jugend versetzt. Wehmüthige Gefühle werden bei dieser Gelegenheit in ihm rege. Er fühlt sein vorgerücktes Alter; seine Freunde

ſind in der Welt zerſtreut; das jetzige Publicum iſt ihm fremd; ſelbſt ſein Beifall ängſtigt ihn; doch gibt er dem Drange ſeines Gefühles nach, das Werk ſeiner Jugend fortzuſetzen. Seine Seele verdämmert gleichſam in einer wehmüthigen Stimmung; ſie fließt in eine ſelige Vergangenheit zu den Schatten ſeiner abgeſchiedenen Freunde zurück; ſie ſind wieder um ihn; er hört ſie, er ſieht ſie und iſt taub für die Wirklichkeit, die ihn ängſtet.

4.

Der Dichter, der Schauſpieldirector und die luſtige Perſon des Vorſpiels.

Alle Drei ſprechen ihrem Charakter völlig gemäß. Der Director, der die Gage auszahlen muß, verfolgt den weſentlichen Standpunkt ſeines Berufes. Ein gefülltes Haus und eine gefüllte Caſſe geht ihm billig über Alles, und gar theuer ſind ihm die Eindrücke von ſolchen Tagen, wie er ſie ſelbſt ſchildert:

Wenn ſich der Strom nach unſrer Bude drängt
Und mit gewaltig wiederholten Wehen
Sich durch die enge Gnadenpforte zwängt;
Bei hellem Tage, ſchon vor Vieren,
Mit Stößen ſich bis an die Caſſe ficht
Und, wie in Hungersnoth um Brot an Bäckerthüren,
Um ein Billet ſich faſt die Hälſe bricht.
Dies Wunder wirkt auf ſo verſchied'ne Leute
Der Dichter nur; mein Freund, o thu' es heute!

Der Dichter dagegen ſucht als echter Muſenſohn nur den Himmel, die Götter und den Olymp und bekümmert ſich in dieſem hohen Aufſchwunge höchſtens nur gelegentlich um die Caſſe. Er ſpricht mit Verachtung von einem Publicum, das das Schönſte und Zarteſte nicht ſelten verkennt, und bei dem ſich die größten Meiſterwerke oft erſt nach Jahrhunderten in ihren wahren Werth einſetzen. Er haßt die ephemeriſchen Erſcheinungen und belegt ſie mit dem Fluche der Vergänglichkeit:

Was glänzt, iſt für den Augenblick geboren.

Nicht ſo der echte Dichter. Er huldigt der Nachwelt und in ihr der Ewigkeit. So vernichtet er gleichſam die alltägliche Erſcheinung in ſeinem Buſen,

um ſie in göttlich verklärter Darſtellung als Ideal wieder hervorgehen zu laſſen. Er achtet deßhalb auch für keinen Vorwurf, daß man ihn der zeitlichen Lüge zeiht, weil er ſich durch himmliſche Eingebung wohl bewußt iſt, daß Zeitliches oft an ewige Wahrheit grenzt, zeitliche Wahrheit aber nicht ſelten dem Vorwurfe ewiger Lüge auszuweichen nicht im Stande iſt. Von nun an wird die höhere Kunſt der Natur gegenübergeſtellt,

Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge
Gleichgültig drehend auf die Spindel zwingt.

Der Dichter will ungefähr ſagen: langweilig folgen die Menſchengeſchlechter in der Geſchichte, wie die Jahreszeiten, aufeinander. Die Natur ſcheint keinen andern Zweck zu haben, als Sicherung und Fortpflanzung des Ganzen ohne Ende; gleichviel, was um und neben ihr dabei zu Grunde geht. Dem göttlichen Gefühle des Dichters, ſeinem höhern inwohnenden Geiſte, iſt daher ihr todter Mechanismus widerwärtig; er ſucht Gott, Harmonie, Ordnung, Zweck, Wohllaut,

Wenn aller Weſen unharmon'ſche Menge
Verdrüßlich durcheinanderklingt.

Dieſe wenigen Worte drücken den Ekel einer zarten Dichterſeele bei Betrachtung gemeiner Gegenſtände der Natur aus und richten, ſo zu ſagen, die allgemeine Weltgeſchichte. Pſychens Flügel ſind zu mächtig, um ſich von dem klebrigen Schmuz des Erdbodens verhaften zu laſſen. Sie ſucht Gott und den Himmel im tönenden Aufſchwung zum Ideal und findet beide im Gebiete der Dichtung.

Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß ſie ſich rhythmiſch regt?

Ebenmaß und Wohlklang im Vortrage des Dichters, beide im Vergleich mit einer untergeordneten, auf gut Glück zuſammengeworfenen Proſa, ſind durch dieſe Zeilen angedeutet.

Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe?

Kunſt des Idealiſirens, Losreißung vom Einzelnen, Erhebung des Individuums zum göttlichen Urbilde.

Wer läßt den Sturm der Leidenſchaften wüthen?
Das Abendroth im ernſten Sinne glühn?

Der Dichter vergleicht in dieſer Stelle das Moraliſche mit dem Phyſiſchen, den Sturm, wie er die Blätter der Weltgeſchichte in Bewegung ſetzt, mit

dem Sturme, welcher die Blätter des Waldes durchrauſcht. Den Untergang hoher Seelen, eines Achill, Oedipus, ſtellt er einem wehmüthig ſcheidenden Abendrothe gegenüber, und nennt dies mit einem glücklichen Ausdrucke das Abendroth im höhern Sinne erglühen laſſen.

Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
Zum Ehrenkranz Verdienſten jeder Art?

Der Dichter faßt Alles in der Idee auf; das im Leben Unbedeutende, ja Gleichgültige wird durch ihn und ſeine Darſtellung anziehend, bedeutungsvoll. Der Schmied, der Bauer, der Fiſcher, der Hirt, jeder Stand erſcheint in ſeiner Nähe veredelt und empfängt gleichſam eine Glorie um ſein Haupt.

Wer ſichert den Olymp? vereinet Götter?

Das Thier hat weder Poeſie noch Religion. Zwiſchen dieſen beiden Töchtern des Himmels aber findet ein inniger Zuſammenhang ſtatt. Dem Aufſchwung des Menſchen zur Idee überhaupt verdanken wir beſonders den Aufſchwung der Seele zu Gott. So iſt demnach der Glaube an den Himmel und ſeine Be-

wohner, der die höchste aller Ideen ist, gesichert, so lange es noch begeisterte Dichter gibt. — „Vereinet Götter" — eben durch sein Eingehen ins All (Objectivität), durch seine reine Auffassung des Göttlichen in jeder einzelnen Erscheinung, selbst in solchen, die sich feindselig einander gegenüberstehen, athmen alle Werke des Dichters jenen Geist der Eintracht, der sich durch Anerkennung gegenseitiger Verdienste beurkundet und das Göttliche in den mannichfaltigsten Gestalten zu verehren sucht. — Den nahen Bezug der Kunst auf Religion und Philosophie drückt Schiller in seinen „Künstlern" fast mit den nämlichen Gedanken aus:

Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land;
An höhern Reiz dich zu gewöhnen,
Übt sich an Schönheit der Verstand.
Was bei dem Saitenspiel der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kraft in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang.

Die lustige Person empfiehlt dem Dichter ganz besonders die Jugend zu fassen, weil ihre Seele noch

eine unbeſchriebene Tafel und ebendeßhalb mancher Eindrücke fähig ſei:

Wer fertig iſt, dem iſt nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar ſeyn.

Der Humor als luſtige Perſon vermittelt überhaupt den ſchroffen Abſatz des poetiſchen und bürgerlichen Lebens, da ſich für beide kein Übergang ergeben will. Er räth, um das Publicum zu feſſeln, dummen Streichen nicht auszuweichen, nur aber auch gelegentlich Weisheitsſprüche dazwiſchen hören zu laſſen. Das wecke, reize, ärgere, belehre und bekehre zugleich. Das Verhältniß eines echten Dichters zum Publicum müſſe, wie das eines Liebhabers zu ſeinem Mädchen, ſeyn. Auf den Rath, ſich weniger mit dem Alter, als mit der Jugend, einzulaſſen, erwiedert der Dichter: nur jung könne man der Jugend gefallen. Der Narr möchte ihm doch auch mit ſeiner Jugend zugleich Luſt an der Thorheit wiedergeben. Er fühle ſich zu geſetzt, zu ernſt, um fortwährend mit Kindern ein Kind zu ſeyn. Der Humor will ihm dieſen Satz ſchlechterdings nicht einräumen; es ſei, wie er behauptet, mit der Dichtkunſt keineswegs, wie mit

der Tanzkunst oder mit dem Lanzenspiele beschaffen, wo freilich Jugendkraft in der Regel als eine unerläßliche Foderung sich geltend mache; umgekehrt, mit anmuthiger Weisheit lasse sich eben im Alter die Wahrheit am besten verbinden. Der Director schließt mit der Idee eines guten Cassenstückes, das, wie sich von selbst versteht, zugleich ein Spektakelstück seyn muß. Er bittet sich dazu alle Ingredienzien aus, die im „Faust" wirklich vorkommen. Wasser, Feuer, Felsenwände, Himmel und Hölle, nichts soll fehlen. Der Dichter liefert ihm nun zwar alle diese Gegenstände, spielt ihm aber dennoch einen Streich, den er nicht vermuthet. Er legt allen diesen, an sich hohlen Dingen einen hohen Sinn unter. So befolgt er den Rath, den ihm der Humor oder die lustige Person kurz vorher gab. Die Beimischung nämlich einer ziemlichen Portion Narrheit hindert ihn keineswegs daran, die Größe seiner Weltansicht, sei es auch nur ironisch, durchzusetzen. Wohl kann man sagen, Goethe lege in diesem Prologe dem Publicum gleichsam Rechenschaft über den gewählten gothischen Styl, sowie über die groteske Art seiner Darstellung höherer Ideen im „Faust" ab. Warum Alles in demselben so bunt

wie in einer Oper unter- und durcheinandergeht: dafür werden uns die Gründe durch die Flachheit des Publicums, die luſtige Perſon und den Schauſpieldirector zur Genüge an die Hand gegeben.

5.

Mephiſtopheles und die himmliſchen Heerſchaaren vor dem Throne Gott Vaters. Zum Prologe im Himmel.

Dieſer Prolog vertritt gewiſſermaßen die Stelle einer großen Ouverture zum „Fauſt.“ Wie nun in einer guten Ouverture der Geiſt des Ganzen enthalten iſt, und der Componiſt uns auf die Hauptmomente durch ebenſo große Andeutungen und Hauptſchläge vorbereitet, wie dies z. B. im „Don Juan“ und der „Zauberflöte“ der Fall iſt: alſo auch hier. Den Charakter Gott Vaters, des Teufels, Fauſt's, der Engel, iſt der Dichter in kurzen, aber großen Meiſterzügen anzudeuten bemüht geweſen. Gott Vater erſcheint ſofort als der Urheber aller Dinge, als die

grenzenloſeſte Liebe, als die grundloſeſte Barmherzigkeit bei einer unermeßlichen Allmacht. Da Alles, was da iſt, ihm allein ſeinen Urſprung verdankt, ſo begreift Gott die Erſcheinung auch da noch, wo ſie ſich von ihrem Weſen und Zwecke gänzlich verirrt hat. Klärer, als ſie ſich ſelbſt erkennt, erkennt er ſie dem Weſen nach; ja, in ihm iſt nicht nur der Wille, ſondern auch die Macht, ſelbſt Das, was Böſes im Weltall wirkt, ſeinen höhern Zwecken unterzuordnen und ſo Böſes, aus Beſchränkung verübt, in Herrliches, Großes und Gutes zu verwandeln. Den Beweis dafür liefert uns gleich Mephiſtopheles. Dieſer hat ſich feſtgerennt auf dem Standpunkte einſeitiger Weltbetrachtung. Der Himmel, die Engel, Gott ſelbſt ſind ſeinem engen Herzen entwichen. Sein Pferdefuß rührt und quirlt nur noch im Kothe; wie denn auch dies thieriſche Symbol beſtimmt darauf hindeutet, woran der ſo bezeichnete Geiſt verhaftet iſt. Hörner, Schwanz und Pferdefüße, dieſe gothiſchen Anhängſel der Wirklichkeit, gehören einmal nicht in das Himmelreich, ſondern in ein Reich, wo Mephiſtopheles Herr und Meiſter iſt. Er aber fühlt in ſich keine Unruhe, er iſt vielmehr ſelig in ſeiner Unſelig-

keit und ſo zu ſagen mit thieriſchem Bewußtſeyn in ſich abgeſchloſſen. Deßhalb rühmt er ſich auch gegen Gott dieſes Vorzuges ſeiner Natur vor Fauſt, dem der Kampf zwiſchen Engel und Thier noch etwas anhaben kann, der die Entzweiung in ſeinem Innern oft ſo ſchmerzlich fühlt, der ſogar zwiſchen dem Streben nach unbedingter Himmels- und Erdenluſt, die er vereinigen möchte, wo nicht auf ewig zu Grunde geht, doch zeitlich Schiffbruch leidet. Nicht alſo Mephiſtopheles! Ihn rührt das Alles nicht an; er findet ſogar, daß der Menſch beſſer daran ſeyn würde, wenn ihm dieſer Himmelsſchein entweder ausgegangen wäre, oder wenn er ihm vielmehr niemals geleuchtet hätte. Teufelsfeſt, wie er es iſt, im Streben nach blos ſinnlichem Genuſſe, kommen ihm die Menſchen in ihrem ungewiſſen Schwanken ſo kläglich vor, daß es ihm nicht einmal der Mühe werth ſcheint, ſie zu holen. Wenigſtens rühmt er ſich gegen Gott, daß ihn das Mitleid mit ihrem gegenwärtig ſo verblaſenen Zuſtande allein daran hindere, die über ihr Geſchlecht ihm von Alters her eingeräumte Macht gehörig in Anwendung zu bringen. Welch' eine Beſchränkung! Demnach weiß ſich Gott auch ihrer zu bemächtigen.

Er erkennt und bezeichnet den Mephiſtopheles als den verneinenden Geiſt der Schöpfung, d. h. als einen ſolchen, der ſelbſt nichts göttlich hervorzubringen, ſondern nur an dem bereits Vorhandenen die unvollkommene Seite auszuſpähen weiß. So möchte freilich das Urtheil befremden:

Von allen Geiſtern, die verneinen,
Iſt mir der Schalk am wenigſten zur Laſt.

Es erklärt ſich aber ſogleich durch den Zuſatz: der Menſch entſchläft zu leicht auf dem weichen Polſter des Müſſiggangs, und arbeitloſe Ruhe iſt für ihn das verderblichſte Geſchenk. Er glaubt, die Hoheit ſeiner Beſtimmung, wozu ihm ſeine halb thieriſche Natur den Weg ſo ausnehmend erſchwert, ſchon glücklich erreicht zu haben, wenn er ſich nur in dieſen oder jenen Stücken mit dem Höhern abgefunden hat. Daher iſt es recht gut, wenn ihm der Verſucher hier und da in den Weg tritt, ihn zuweilen aus dem Schlafe rüttelt und ſo über ſeine beſſere Natur zum Nachdenken bringt. Auf Fauſt angewendet, zweifelt Mephiſtopheles gar nicht daran, da ihm alle Mittel der Sinnenwelt zu Gebote ſtehen, den gelehrten Doctor willig in ein Thier zu verwandeln. —

Merkwürdig ist auch hier die Ansicht Gottes von Faust. Gerade dieselbe Unentschiedenheit zwischen Geister- und Sinnenwelt, die ihn in den Augen des Teufels so verächtlich macht, ist es, wodurch ihm in den Augen des liebenden Allvaters Gnade widerfährt. Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient, setzt der Ewige gelassen hinzu, und einer jungen Pflanze gleicht, die erst in der Blüte steht, so bin ich als Himmelsgärtner nachsichtig genug, ihm die Frucht nicht gleich in derselbigen Stunde abzufodern. Es wird schon werden mit dem Faust! Du aber, Mephistopheles, wirst sehen, daß ein guter Mensch auf seinem schweren Lebensgange das Ebenbild Gottes zwar in sich verdunkeln, aber nie ganz auslöschen kann. Übrigens ist er deinen Versuchungen in dem Nebellande, was Erde heißt, und wo ein halb thierischer Zustand Gesetz ist, anheimgegeben. In diesem Lande hast du, als Obergeist der Thierwelt, einmal den Vorsitz. Du wirst demnach in den paar Stunden, die mein ewiger Faust daselbst zu leben hat, dich nach Möglichkeit an ihm versuchen; jenseits aber waltet eine andere Ordnung der Dinge, die dir nicht angehört, und da sollst du schon von ihm lassen.

Wie mild, wie herrlich iſt dieſer Charakter des Allvaters von Goethe gezeichnet! Und doch gibt es Leute genug, die eben dieſe Milde anſtößig gefunden haben. Ewig liebend und wieder geliebt, ſo nehmen ihn auch ſeine Engel; ſo nimmt er ſie, ja er bezeichnet ſie ſelbſt als Weſen, die außer allem Kampfe mit den ſchweren Bedingungen der Zeitlichkeit ſind. Sie vollbringen das Gute in ſeliger Gewißheit, ohne irgend einen Widerſpruch durch die ſtillen Einwirkungen des Lichts, in welchem ſie wohnen; und dieſes nämliche Licht, welches eigentlich ihre höhere Natur ſelbſt iſt, läßt uns durch die bloße Wirkung ihr eigenes Weſen, was ſich darin abſpiegelt, zur Genüge erahnen. Hier werden nun die Tagewerke der Engel vom Dichter aufgezählt. Bald iſt es eine Blume, die, auf ihr Geheiß aus dem Schooſe der Erde hervorgerufen, ſich harmoniſch entfaltet, oder eine Seelilie, die aus dem tiefen Abgrunde des Waſſers emporſteigt. Sobald der Frühling die Eisdecke ſchmelzt, ruht dieſe ſchaffende Kraft von oben nicht, bis das Abendgold durch die ſtille Einwirkung des Himmels auf der Welle ſchwimmt, indeß in Wieſen und Gärten das Morgenroth ſich in Roſen und Feldblumen verkörpert, und ſich von un-

sern Händen abpflücken läßt. So in einem gleichen Ebenmaße schreiten alle Geschäfte der Engel fort. Da ist kein Neid, kein Widerspruch, kein Hader, wodurch ihr gemeinschaftliches Wirken eine Hemmung erfährt, sondern ein gleicher Zug zu dem göttlichen, himmlischen Vater beseelt Alles und hält Alles aufrecht. Der Engel fromme Schar hat mit dem irdischen Körper zugleich den Streit abgelegt, dem das in einem Thierleibe eingekerkerte menschliche Wesen zur Demüthigung seines Stolzes so traurig unterworfen ist. Diese Weltcherubim vollbringen am Fuße des Thrones Gottes gemeinschaftlich ihre Sonnengeschäfte und reichen einander willig und hülfreich die Hände.

Die Sonne tönt nach alter Weise
In Bruderſphären Wettgesang,
Und ihre vorgeschriebne Reise
Vollendet sie mit Donnergang.
Ihr Anblick gibt den Engeln Stärke,
Wenn keiner sie ergründen mag,
Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag.

So werden die verschiedenartigsten Pflanzen, Blumen, Vögel, Metalle und Thiere auf den verschie-

denartigſten, ihrem Einfluſſe untergeordneten Erdkörpern durch ſie ins Daſeyn gelockt; und völlig ungeſtört und immer nur momentan gehindert geht dies ewige Erſchaffen und die Freude daran, wie am erſten Schöpfungstage, fort, während der Tod, als das zweite verneinende Weltgeſpenſt, ſeine einzige Freude daran findet, alles Erſchaffene zu vernichten, es wankend, ſchwankend und hinfällig zu machen, es in Waſſer, Meer, Fluten und Abgründen zu begraben und ſo die allgemeine Lebenshemmung ſich gleichſam als unverrückbaren Zweck vorzuſetzen, die indeß auf keinem Punkte zu Stande kommt, weil die ewig unermüdlichen Engel und Erzengel das Daſeyn ſtets von Neuem in immer höhern Kreiſen von ſich ausſtrömen. Dieſe Betrachtungen ſind allerdings ſehr hoch und überſteigen faſt alle menſchliche Faſſungskraft.

6.

Makrokosmos und Wirkung der Lichtengel, die ihm zu Gebote ſtehen.

Kein Wunder demnach, daß Fauſt ſpäterhin an einer Verbindung mit dieſen Lichtengeln (Makrokosmus) verzweifelt. Wohl wird ſein Geiſt die Wirkungen des allhervorbringenden Geiſtes gewahr; wohl iſt er ein lebendiger Zeuge von der Wundermacht jener Kräfte:

Die auf und nieder ſteigen
Und ſich die goldnen Eimer reichen;

aber zugleich ruft er auch kleinmüthig aus:

Wo faß' ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüſte, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Bruſt ſich drängt,
Ihr quellt, ihr tränkt — und ſchmacht' ich ſo vergebens?

Fauſt will ſagen: für mich, als Bürger eines Nebellandes, iſt aus demſelben kein Übergang zu den ſeligen Lichtſphären jener reinen Engelsnaturen zu finden. Darum läßt er es ſich denn auch angelegen

seyn, da er nun einmal dem Makrokosmus, oder Sonnengeist, nicht gewachsen ist, wenigstens aus der Thierwelt selbst heraus eine Brücke zum Himmel zu schlagen; er bannt zu dem Ende den Erdgeist, oder den Mikrokosmus, durch gewisse Zeichen in seinen Kreis; allein auch dessen Herrlichkeit hat Manches, was den armen Faust erschreckt und auf große Entfernungen zurückwirft, wiewol er kurz zuvor, und eh' er ihn von Angesicht zu Angesicht sah, von sich gerühmt hatte:

Du, Geist der Erde, bist mir näher.

Übrigens ist die Natur dieses Geistes im Prologe mit wenigen, aber großen Meisterzügen gezeichnet. Gerade die Hauptwunder des Erdengels, der die Erde in ihren Achsen so unerklärlich zusammenhält, sind vom Dichter aufgegriffen und als Charakter zur Anschauung gebracht. Selbst die Engel des Lichts sehen freudig schauernd dem Kampfe des Erdengels zu, wenn er Sturm und Gewitter aufregt, Felsen und Meer im Kreislaufe von vier Meilen in jeder Secunde gleichsam im Wirbel dahinreißt, ohne daß die Ruhe irgend eines darauf wohnenden Geschöpfes dadurch gestört wird.

Es ſchäumt das Meer in breiten Flüſſen
Am tiefen Grund der Felſen auf,
Und Fels und Meer wird fortgeriſſen
In ewig ſchnellem Sphärenlauf.

Indem der Erzengel Michael dieſen gewaltigen Kraftäußerungen Beifall und Bewunderung zollt, werden zugleich, und das mit ſcharfer Abgrenzung, die holden, höhern Geſchäfte von Gottes Lichtboten als das zuletzt Entſcheidende von ihm angerühmt und geprieſen:

Da flammt ein blitzendes Verheeren
Dem Pfade vor des Donnerſchlags;
Doch deine Boten, Herr, verehren
Das ſanfte Wandeln deines Tags.

So ſpiegelt ſich denn in dem ewigen Vater des Lichts, wie in einem unverfälſchten Kriſtall, die ganze Reihe der ihm untergeordneten Diener, wie aller ihrer noch ſo verſchiedenen Wirkungen, von oben bis unten im reinſten und ſchönſten Einklange ab. Mephiſtopheles ſelbſt fühlt den Anhauch dieſer liebenden Nähe ſeines Herrn und Meiſters in vollem Maße; ja, er rettet ſich ſogar durch dies Selbſtgefühl aus einer völlig einſeitigen Weltverkennung, die ihm überall, wo

er auftritt, zu Theil wird. Es freut ihn, daß ihn Gott nicht ganz verwirft, ſondern auch ihm in ſeiner Schöpfung, wenngleich zu höhern Zwecken, die er als Thierkönig gar nicht einmal zu faſſen oder zu würdigen im Stande war, einen freien Spielraum läßt:

Von Zeit zu Zeit ſeh' ich den Alten gern
Und hüte mich, mit ihm zu brechen;
Es iſt gar hübſch von einem großen Herrn,
So menſchlich mit dem Teufel ſelbſt zu ſprechen!

7.

Charakter des Fauſt, aus dem Standpunkte einer unerlaubten Wißbegier aufgefaßt.

Wie im „Macbeth" die Ehrbegierde ſich ſelbſt überſpringt und in eine verderbliche Ehrſucht ausartet, ſo überſpringt ſich im „Fauſt" die Wißbegier und artet zuletzt in einen himmelſtürmenden Hochmuth aus. Nicht nur von Gott und göttlichen Werken Einiges zu wiſſen, Anderes zu ahnen, ſondern mit Titanen-

ſtolz in den Himmel zu bringen, die Götter von ihren alten und ruhigen Sitzen zu vertreiben und ſich dafür ſelbſt als Schöpfer einzuſetzen, ſoweit verirrt ſich Fauſt's ungemeſſenes Beſtreben; und da ihm, mit ſeiner Betrachtung an die letzten Endurſachen aller Dinge (Urphänomene) angelangt, die Wiſſenſchaft und Kunſt natürlich nichts mehr zu bieten im Stande iſt, ſo verwirft er ſie lieber beide, tritt ſo das höchſte Kleinod, das Gott dem Menſchen zur Unterſcheidung vom Thiere gab, verächtlich in den Staub und verfällt eben dadurch nur um ſo tiefer dem niedern Thierkreiſe, dem er ſich als Halbengel entſchwingen wollte. Das eben iſt die Frucht ſeines Bündniſſes mit Mephiſtopheles, der ihn auf den Weg jener falſchen Magie verlockte, deren Zwielicht zu den Werken der Finſterniß ſo bequem iſt. Weil der Menſch nicht fliegen kann, ſo ſoll er lieber ganz ſtille ſtehen, und weil ihn ſeine Flügel nicht geradewegs zum Himmel und zu dem Mittelpunkte aller Vollkommenheit tragen, ſo ſoll er es vorziehen, ſeine Flügel ganz am Staube der Sinnenwelt zu verhaften, oder ſich durch einen Sprung in das Centrum jener Gottähnlichkeit zu verſetzen, wovon der Feind ſelbſt ſagt:

Folg nur dem alten Spruch und meiner Mutter, der Schlange,
Gewiß, dir wird einmal vor deiner Gottähnlichkeit bange!

Von dem Augenblicke an, wo Fauſt die Demuth verläßt, ſehen wir ihn in ſündhafte Triebe verfallen, die ihm allmälich zur Verführung Margarethen's, zu Mutter- und Brudermord, zu Vergiftung und Schafot den Weg bahnen. Armer Fauſt! Das ſind alſo die Götterhöhen des Makrokosmus und Mikrokosmus, wohin du dich verflogen haſt!

Tauſend Verbrecher ſind vor dir des nämlichen Weges gewandelt, und es brauchte wahrlich nicht des hohen Aufſchwungs deines Geiſtes, um eben dahin zu gelangen und deine höhere Lebensrolle mit ſolcher niedern Verwandtſchaft auszufüllen. Wie? gab es denn ſo gar kein Mittel, um deinen wiſſenſchaftlich gebildeten, hochfliegenden Geiſt gegen dieſe zweite Auflage eines ſchnöden Sündenfalls in Schutz zu nehmen? Was fehlt dir denn eigentlich? Woher die Entzweiung in deinem Innern? Was verrückte deine Kraft ſo gewaltſam aus ihrem Gleichgewicht? Was machte dich ſo gefährliche Wege einſchlagen? Das

iſt es, daß Fauſt, an die Grenzen des Wiſſens (Urphänomene) angelangt, nicht glauben will, was der Meiſter an einem andern Orte mit ſo treffenden Worten uns einprägt:

Natur läßt ſelbſt bei lichtem Tag
Sich ihres Schleiers nicht berauben,
Und was ſie deinem Geiſt nicht anvertrauen mag,
Das zwingſt du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Wer die Wiſſenſchaft gleichſam betaſten, wer ihren Geiſt mit Händen greifen will,

Behält die Theil' in ſeiner Hand,
Fehlt leider nichts als das geiſtige Band.

8.

Vom Wiſſen in Gott oder von der echten Magie.

So die falſche Magie; wie anders die rechte! Ich verſtehe darunter jene fromme geregelte Naturbetrachtung, die ihren Standpunkt als Menſch er-

kennt, die jene unüberſteiglichen Schranken zwiſchen ſich und dem Schöpfer mit Behutſamkeit wahrnimmt, die den Himmel nicht erſtürmt, ſondern liebend auf ihn hofft, indem ſie feſt glaubt, daß dieſe nichtige Erdbeſchränkung einſt ein Ende nehmen, und der Menſch, ſeiner höhern Natur gemäß, inſofern er ſich anders in dieſem Lande der Prüfung dazu geſchickt macht, nothwendig in das Weſen Gottes, d. h. in die ſchaffende Urkraft übergehen muß. Hoffnung und Glaube beflügeln ſonach unſere Seele auf dieſem Wege, ohne ſie in jene ſchroffen und gefährlichen Abgründe zu ſtürzen, die den unbehutſamen Fauſt vor unſern Augen ſo ſchwindelnd in Empfang nehmen. Hier ſchon auf Schleichwegen oder mit Gewalt erlangen wollen, was jenſeits nur erreichbar, ja vielleicht den Seligen in einer andern Welt vorbehalten iſt, grenzt an verderbliche Neugierde, und die frommen Vorfahren haben deßhalb ſolche verkehrte Richtungen des menſchlichen Geiſtes mit dem Namen: ſchwarze Kunſt, belegt. Wenig mag es ſonach befremden, daß ein in ſeiner ganzen Aufgabe verfehltes wiſſenſchaftliches Beſtreben, wie das des Fauſt, auch ein ganz verfehltes Leben zur Folge hat. Denn wie ſollte

es auch anders kommen? Es iſt keine Urſache vorhanden, warum der jüngſte Verſuch des menſchlichen Stolzes, Gott gleich zu ſeyn, nicht gerade ebenſo kläglich wie der erſte ablaufen ſollte. Die Verachtung der Wiſſenſchaft, welcher ſich Fauſt in der Folge ergibt, iſt nur ein neuer Irrweg. Von ihm ſagt Mephiſtopheles mit Recht:

Verachte nur Vernunft und Wiſſenſchaft,
Des Menſchen allerhöchſte Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeiſt beſtärken,
So hab' ich dich ſchon unbedingt! —

9.

Charakter des Erdgeiſtes oder Mikrokosmus im Fauſt.

Die Magie des Lichts iſt an Fauſt als eine unkörperliche Wirkung vorübergegangen. Eine leiſe Abweiſung entfernte ihn von dieſem Reiche, ja wurde für ihn immer fühlbarer, jemehr er ſich deſſen Gan-

zem näherte. Deßhalb will er es nun mit dem kräftig aufſtrebenden Erdgeiſte verſuchen. Dieſer erſcheint ihm denn auch wirklich, redet ihn aber, halbmürriſch darüber, daß ihn, den Rieſenhaften, ſchrecklich und lieblich Geſtaltenden, ſo ein Zwerg aus ſeiner Ruhe aufgeſtört, mit folgenden Worten an:

Du haſt mich mächtig angezogen,
An meiner Sphäre lang geſogen;

was ungefähr ſo viel heißen mag, als: Qua Wiſſenſchaftskrämer und Wunderdoctor haſt du lange genug in allen Büchſen und Schachteln der Natur gekramt. Nach den Reſultaten, die du dadurch hervorgebracht, ſieh dich ſelbſt um, ſie ſind Null! Wüßt' ich dies noch nicht, ſo müßte es mir doch jetzt klar werden, da ich dir ſelbſt perſönlich erſcheine, durch den Eindruck, den ich als Geiſt auf dich mache.

Welch erbärmlich Grauen
Faßt, Übermenſchen, dich! Wo iſt der Seele Ruf?
Wo iſt die Bruſt, die eine Welt in ſich erſchuf
Und trug und hegte, die mit Freudebeben
Erſchwoll, ſich uns, den Geiſtern, gleich zu heben?
Wo biſt du, Fauſt, deß Stimme mir erklang,

Der ſich an mich mit allen Kräften drang?
Biſt du es, der, von meinem Hauch umwittert,
In allen Lebenstiefen zittert,
Ein furchtſam weggekrümmter Wurm!

Fauſt ermuthigt ſich zwar etwas und gibt dem Stolzen zur Antwort:

Soll ich dir, Flammenbildung, weichen?
Ich bin's, bin Fauſt, bin deines Gleichen.

Aber nun läßt der Erdgeiſt plötzlich ſein ganzes Rieſenbild vor den Augen Fauſt's hervortreten und wirft den armen Schwarzkünſtler dadurch auf den ganz gewöhnlichen Standpunkt eines beſchränkten Individuums zurück. Das gewaltige und vielgeſtaltete Erduniverſum ſelbſt; jener Brennpunkt aller Erſcheinungen, der zugleich Meer, Berg, Sturmwind, Erdbeben, Tiger, Löwe, Lamm, Homer, Phidias, Rafael, Newton, Mozart und Apelles, mit einem Worte, die größte thieriſche Beſchränkung, und doch zugleich, wo nicht das Licht ſelbſt, doch die höchſte Annäherung zum Lichte in ſich enthält: wem ſollte es, wie, wo und wann es je perſönlich erſchiene,

nicht Zagen, Furcht und Entſetzen einflößen? Iſt dieſer ungeheuere Standpunkt für die Betrachtung einmal gewonnen, ſo verſchwindet freilich ein Individuum, wie Fauſt, gerade ebenſo unſcheinbar in demſelben, wie ein Tropfen Waſſer in einem vorüberrauſchenden Meere. Tauſend Millionen mehr oder minder, darnach wird wenig in ſo rieſig ſchwindelndem Kreislauf gefragt:

Ein wechſelnd Weben,
Ein glühend Leben;
So ſchaff' ich am ſauſenden Webſtuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Auf dieſe ſtolze Belehrung fällt Fauſt ſo tief in ſich hinein, daß er ſich kaum auf den Zuruf: „Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt, nicht mir!“ noch mit den ermannenden Worten: „Nicht einmal dir?“ wieder herausfinden kann. Um ſein Herzeleid vollſtändig zu machen, ſchickt ihm der Humor des Mikrokosmus in dieſem nämlichen Augenblicke den vertrockneten Schleicher und Bücherfamulus Wagner, dieſen ſeligen Reflex von Leinwand und Papier, in ſein Zimmer. Dies könnte von einer gewiſſen Seite

zwar hart und ungerecht erſcheinen, iſt aber doch wieder recht, aus einem höhern Geſichtspunkte, nämlich aus dem einer Studirlampe betrachtet, um uns ſelbſt das verfehlte Streben Fauſt's in dieſer Beleuchtung ehrwürdig zu machen. Wagner verſteht auch nicht ein einziges Wort von dem höhern Drange und dem innern Verlangen Fauſt's, ſondern träumt den ſeligen Traum ſeiner todten Büchergelehrſamkeit durch alle Repoſitorien der Vorwelt gründlich fort. Den Götterfunken ſeiner beſſern Seele aus dieſem todten Bücherkrame herauszugraben, das iſt eine Aufgabe, woran ſelbſt ein Fauſt verzweifeln muß. Deßhalb kann er ihn nur bemitleiden, oder ihn höchſtens unter ſein pſychologiſches Mikroſkop nehmen, wie der Ausruf beweiſt:

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung ſchwindet,
Der immerfort an ſchalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh iſt, wenn er Regenwürmer findet!

In der That, wären dem herrlich urkräftigen Fauſt die alten Pulte ſeines Studirzimmers, die angeräucherten Papiere und Pergamente deſſelben nicht

ſchon verhaßt genug, dieſer Wagner allein würde die Aufgabe, ſie ihm zu verekeln, glücklich vollenden. So erfaßt ihn denn zuletzt ein gänzlicher Lebensüberdruß, ein Unmuth, der ihn bald genug bis an die Grenze des Selbſtmordes führt, den er ſich trügeriſch unter Form einer Befreiung von den Schranken des Individuums, ſowie eines Überganges in die ſchaffenden Wirkungen des höhern Univerſums vorſpiegelt. So gefährlich iſt ſeine Stimmung, daß dieſe traurige Erſchöpfung aller Kraft ihm als die höchſte Anſtrengung derſelben vorkommt:

Hier iſt es Zeit durch Thaten zu beweiſen,
Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht;
Vor jener dunkeln Höhle nicht zu beben,
In die ſich Phantaſie zu eigner Qual verdammt;
Nach jenem Durchgang hinzuſtreben,
Um deſſen engen Mund die ganze Hölle flammt;
Zu dieſem Schritt ſich heiter zu entſchließen,
Und wär' es mit Gefahr, ins Nichts dahinzufließen.

10.

Vom Handeln in Gott; oder Fortſetzung der Lehre von der echten Magie.

In dieſem Augenblicke aber, wo Fauſt die Phiole herunternimmt und das Gift trinken will, ertönt die Kunde Deſſen, was ihn allein von dem ſchauerlichen Abgrunde, dem er ſo gefliſſentlich zueilt, zu erretten im Stande wäre. Der alte ehrwürdige Oſtergeſang ruft den wild alle Ziele überſpringenden Geiſt zu den Pflichten der Menſchheit, von dem Meere des Todes, worauf er ſich einſchiffen will, wieder zurück. Wie ein Pharus erinnern ihn dieſe Töne an die fromme Sage ſeiner Kindheit: daß der Menſch hier im Lande der Schmerzen und der Prüfungen ſei und ebendeßhalb auch kein Recht habe, die Pforten ſich ſelbſt willkürlich aufzuſchließen; es handele ſich vielmehr darum, dieſe ſchmerzliche Aufgabe treu, nach dem Vorbilde des großen Meiſters, zu löſen und ebendadurch der höhern Götterfreuden nicht nur theilhaftig, ſondern auch würdig zu werden. Den Weg, worauf man dahin gelangen kann, ſchildern die Worte:

Thätig ihn preisenden,
Liebe beweisenden,
Brüderlich speisenden,
Predigend reisenden,
Wonne verheißenden,
Euch ist der Meister nah,
Euch ist er da!

Gerade also der rettende Hauptpunkt, der das verfehlte Streben Faust's im Innersten berührt, ist hier durch ein schmerzgetrübtes, aber in Gott geheiligtes Leben zur Nachahmung bezeichnet. Nicht in die äußere Natur, wie Faust so gern möchte, sondern in seine eigene, innere sittliche Natur soll der Mensch einkehren und schaffen. Hier allein ist ihm ein Kreis von neuen Geburten eröffnet, deren Wesen die durch höhere Menschenkräfte oft so heilig umgestaltete Weltgeschichte sorgfältig aufbewahrt. Die rechte Magie besteht darin, daß der Mensch reines Herzens ist, daß er an eine Vorsehung glaubt und sich ihr als Werkzeug willig dahingibt. Will der Mensch, was Gott will (und das will er, sofern er reinen Herzens ist), so ist auch eine Wagenburg der Engel um ihn geschlagen, gegen

welche die Wagenburg der Welt mit allen ihren Schreckniſſen nichts ausrichten kann. Geh hin und übe dies Evangelium des großen Meiſters! ſcheinen die Oſterglocken dem verirrten Fauſt unaufhörlich zuzurufen; und ſei alsdann gewiß, der Friede und die Unſchuld aus den Jahren deiner Kindheit werden in deinen zerriſſenen Buſen aufs Neue wieder einkehren! Aber für den überklugen Fauſt geht leider dieſer Zuruf verloren, er ſeufzt daher ſo tief und ſchmerzlich:

Die Botſchaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.

Seine Hand entſinkt zwar die Phiole mit Gift, aber die unſelig einſeitige Richtung ſeines Geiſtes, in verbotenen Schöpfungskreiſen zu ſtören, wirbelt ihn ſtürmiſch fort und führt ihn ſo in alle die verborgenen dunkeln Irrgänge menſchlicher Leidenſchaft, in welche wir ihn künftig weiter zu begleiten veranlaßt ſind.

11.

Von dem Triebe, zu ſchaffen, und wie derſelbe unbezwinglich in jeder menſchlichen Bruſt herrſcht.

Nicht als ob dieſer heiße Trieb zu ſchaffen und durch irgend eine hervorgebrachte Schöpfung Gott liebend zu nahen, oder dieſe Werdeluſt der Engel, wie Goethe es nennt, in deren Flammen ſich hier Fauſt gleichſam vor unſern Augen verbrennt, an ſich etwas Sträfliches enthielte; ſie iſt es nur durch ihre verkehrte Anwendung, und im Gegentheile mit der höhern Natur des Menſchen ſo nahe verwandt, daß man ſagen kann, ſelbſt Muſik, Poeſie, Plaſtik, Malerei ſeien am Ende weiter nichts, als verfehlte Verſuche dieſer Art, wodurch der Menſch die verborgene Sehnſucht ſeines Buſens, die ihn beſtändig ins Centrum der Schöpfung zurückzieht, an den Tag lege. Welcher Maler z. B. würde ſich wol damit aufhalten, Farben zu reiben? welcher Naturforſcher damit, Roſen zu zeichnen und zu malen, ſobald er ſich der ſeligen Werdeluſt von Fauſt's Engeln theilhaftig fühlte, die dergleichen durch einen Hauch ihres Mundes aus

dem Morgenrothe zu erſchaffen im Stande ſind? Ja, man kann noch weiter gehen und ſagen, die gründlichſte Unterſuchung und Zergliederung von Bäumen, Pflanzen, Thieren, wie ſie die Wiſſenſchaft vornimmt, würde ſogleich zu ihrem Gipfel gelangen, wenn ſie Gott, wie ſie doch wol eigentlich will, je das Geheimniß ablernen könnte, ſelbſt Weintrauben, Roſen, Hyacinthen u. dergl. hervorzubringen. Ohne dies Hauptreſultat, was helfen am Ende alle Nebenreſultate? Was hilft es, daß wir alle Schätze der Natur einregiſtriren? daß wir alle ihre Glocken, ihre Kelche und Staubfäden zu zählen, zu nennen und zu unterſcheiden im Stande ſind? Gelehrſamkeit, ſo viel ihr wollt, und für Wagner und Seinesgleichen, mit jeder neuentdeckten Pflanze, ein neues Feſt! — Fauſt aber ſucht etwas mehr, als eine trockene Regiſtratur. An dieſer Grenzſcheide eben war es, wo ihn die Müdigkeit alles menſchlichen Wiſſens befiel. Im Grunde regt ſich dieſer Schöpfungstrieb in jeder Menſchenbruſt. Er allein iſt es, der den mannichfaltigſten Formen des Lebens, nicht nur in Künſten und Wiſſenſchaften, ſondern auch ſogar in niedern Künſten ihre Entſtehung gab. Irgend etwas, wenngleich auf

noch ſo beſchränkte Weiſe, will jeder Menſch ſchaffen. Der Eine ſchafft, ein Meiſter im Stein; der Zweite prägt ſeine Vorſtellungen in Erz oder Eiſen aus; der Dritte verfertigt einen Riß, der, in geiſtigen Linien verkörpert, zuvörderſt auf dem Papiere erſcheint, hinterdrein aber, in Stein, Holz oder Ziegeln ausgeſetzt, unſere Bewunderung plaſtiſch in Anſpruch nimmt. Je höher die Seele, je höher auch die erwählte Thätigkeit und um ſo erhöhter der Genuß. Die Kunſt z. B., über eine gewiſſe Form des Fußes den Fuß nachzuformen oder nachzuſchaffen, iſt an ſich löblich und befriedigt ihren Meiſter ebenfalls; ſie ſteht aber, da ſie blos einem irdiſchen Bedürfniſſe dient, billig unter der göttlich erhabenen Kunſt der Phidiaſſe, die nicht nur den Marmor zwingt, zu athmen und menſchliche, ja göttliche Geſtalt anzunehmen, ſondern ſogar in ihrem Aufſchwunge Ideale (Urbilder) hervorzaubert, die wenigſtens in dem Raume dieſes Weltkörpers nicht vorhanden ſind.

12.

Vom Sonntage, blauen Montage, oder vom Paradieſe auf Erden.

Es fragt ſich nun, da dieſer Schöpfungstrieb, wie wir im Fauſt ſehen, auf den höchſten Stufen immer mit ſo großer Unruhe verbunden iſt, daß er ſich ſelbſt gleichſam verzehrt: wie es wol die Natur anfängt, daß ſie den meiſten Menſchen ſo leicht über dieſe Abgründe des Lebens, die eigentlich die Tiefen ihrer höhern Natur ſind, ſo leicht und ſo ſpielend hinweghilft? Der Dichter ſoll ſtatt unſerer antworten. Erſtlich — und das iſt die Hauptſache — ſie freien und laſſen ſich freien — auch eine Art Schöpfung! — Sie ſind ſodann fleißig in ihrem Berufe — wenigſtens eine ganze Woche hindurch; und ſchlägt endlich die geliebte Sonntagsſtunde, ſo werden die höhern Foderungen des Lichtmenſchen in Jedem von ihnen, nach dem Maße, das in ihm wohnt, auf die verſchiedenſte Weiſe befriedigt. Beſonders an hohen Feſttagen iſt es, wo ſich auch bei gewöhnlichen Bürgern und Handwerkern die Künſte von allen Seiten her recht in

Gang ſetzen. Hat man die Woche hindurch Schuhe aus Leder für Menſchen, oder Schuhe aus Eiſen für Pferde verfertigt, ſo gilt es nun zum Sonntage einen höhern Aufſchwung zu nehmen. Früh Morgens geht man in die Kirche; der Erdmenſch, der in Ruß und Rauch die ganze Woche hindurch, ſo zu ſagen, verging, hat ſich nun gereinigt, ſein Schurzfell abgelegt und iſt ſo, wenigſtens von außen, ein plötzlich wiedergeborener Lichtmenſch geworden. In der Predigt gelangen ebenfalls Anſprüche von der ſublimſten Art an ſein höheres Weſen. Man unterhält ihn von der Ewigkeit ſeiner Seele, von ſeiner künftigen Fortdauer, und ſofern er von Wochenarbeiten ermüdet im Kirchſtuhle nicht einſchläft, ſucht man ihn zu einem Geſichte von Gott und ſeiner höhern Natur gehörig vorzubereiten. Doch lange hält er das nicht aus. Nachmittags nimmt der poetiſche Schwung ſeines Weſens eine noch höhere Richtung. Zwei Beine genügen ihm nicht mehr. Fauſt wünſcht ſich die Flügel eines Vogels, um mit der Sonne einen Wettlauf zu halten; die luſtigen Geſellen aus Auerbach's Hofe laſſen ſich dagegen an acht Pferdefüßen genügen. Alle ſieben Künſte ſtehen an dem Orte, wo ſie ihren

Himmel auf Erden ſuchen, ſchon zum Empfange bereit. Die Dichtkunſt ſingt ein Lied zur Zither oder zum Hackebrete; die Tanzkunſt führt den Reigen; Bacchus, in Geſtalt eines luſtigen Schenkwirths, Cythere, in Rubens' Geiſt gedacht und einer flinken Stubenmagd nicht unähnlich, die Samstags ihren Beſen rüſtig führt, winken und laden von allen Seiten den verſeſſenen trübſeligen Städter, zwiſchen Blumen und Feldern, zu einem erheiternden Genuſſe ein. So kommt der Abend herbei. Die Anfoderungen des höhern Lichtmenſchen ſind nun auf lange Zeit geſättigt und geſtillt, und es werden wieder eine ganze Woche hindurch Schuhe und Hufeiſen in Menge verfertigt, Stuben und Schornſteine gefegt, um, wenn der Sonntag kommt, dem Lichtmenſchen für ſauer verdienten Lohn irgend eine neue Unterhaltung zu gewähren und ihn dem Umgange der Götter näher zu bringen. Dieſe Ironie ſpielt durch all dieſe Volksſchilderungen bis zu der Scene in Auerbach's Keller mit einem humoriſtiſchen Übermuthe durch. Der Dichter verräth dadurch mehr oder weniger das Geheimniß, wie das Volk oder die Menſchheit im Ganzen es eigentlich anfängt, um die höhern Foderungen,

mit denen ſich Fauſt ſo herumquält, im Taumel der Sinnlichkeit loszuwerden. So wird ihm denn dieſe Cur ebenfalls ſtillſchweigend von Mephiſtopheles angerathen. Der Lichtpunkt, der für Fauſt zum Brande wird, der ihn verzehrt, ja ihn, wie ein geflügeltes Inſect, das ſich zu nahe an die Flammen heranwagt, gleichſam in ſich hereinſaugt und in Aſche verwandelt, iſt für Leute dieſer Art, die uns die divina commedia hier vorführt, höchſtens nur eine geſellige Kerze, in einen großen Tanzſaal aufgeſteckt, um die man ſich, nach vollbrachter Wochenarbeit, ein erlaubtes Vergnügen macht und ſodann ruhig zu ſeinen Berufsgeſchäften zurückkehrt.

Ich höre ſchon des Dorfs Getümmel;
Hier iſt des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet Groß und Klein:
Hier bin ich Menſch, hier darf ich ſeyn!

Den Wagner können freilich dieſe Rohheiten nicht beſtechen, weil ihn, bei ſeinem vertrockneten Naturell, die Natur als ſolche höchſt widerwärtig berührt. Er ſteht alſo von einer Seite zwar höher als das Volk, aber von der andern Seite auch um ſo tiefer. Aus

jener Beſchränkung der Natur kann allenfalls noch das Göttliche erwachſen; Wagner aber iſt, wie der Empfänglichkeit für Rohheit, alſo auch der Steigerung derſelben aus dem Gemeinen in das Ungemeine völlig unfähig. Alles in und an ihm iſt todter Bücher- und Mottenſtaub. Er betrachtet ungefähr das gemeine Leben ebenſo, wie er den Pudel betrachtet, der ſich vor ihm auf allen Vieren bewegt; die höhere und dahinter etwa verborgene Idee irrt ihn nicht, er ahnet ſie kaum. —

Mit Euch, Herr Doctor, zu ſpaziren,
Iſt ehrenvoll und iſt Gewinn;
Doch würd' ich nicht allein mich her verlieren,
Weil ich ein Feind von allem Rohen bin.
Das Fiedeln, Schreien, Kegelſchieben
Iſt mir ein gar verhaßter Klang;
Sie toben wie vom böſen Geiſt getrieben
Und nennen's Freude, nennen's Geſang! —

So viel iſt gewiß — um allen dieſen Betrachtungen die Schlußkrone aufzuſetzen — daß dieſe Art, den Sonntag zu feiern, unter dem vornehmen Volke wie unter dem geringern gleich bekannt und beliebt iſt. Einfalt, Demuth, wahrer Glaube findet zwar in

allen Ständen das Rechte, und der wackere Mann, stehe er nun oben oder unten, der Sonntags seinen Vorsatz erneuert, die ganze Woche hindurch ein guter Mensch zu seyn, und demselben getreu bleibt, hält gewiß einen recht würdigen Gottesdienst. Solche Lichtmenschen sind echte Werkzeuge Gottes, seien sie Knechte oder Mägde, mögen sie Schuhe verfertigen, Eisen schmieden oder Documente ausarbeiten: sie vollbringen fromm und fleißig an ihrem Platze, was ihnen der Vater aller Creatur zur Erhaltung des Ganzen auflegte; sie wollen nicht, wie Faust, die Götter von ihren alten Sitzen verdrängen, sondern fügen sich ihren höhern Beschlüssen in ihrer untergeordneten Stellung und erreichen so in Demuth, was jenem im Sturme versagt ist, daß sie nämlich sichtbare Werkzeuge der Vorsehung werden, und alle Engel und himmlischen Heerscharen unaufgefodert, weil ihr Herz rein und ein Tempel Gottes ist, sich zu ihnen niederlassen. Für diese ist dann der Sonntag auch ein wahrer Sonnentag, d. h. ein Fest für den innern Lichtmenschen; sie stehen ohne Magie höher als Faust mit aller seiner falschen Gaukelkunst. Dieser sucht nur den Verkehr mit höhern Wesen; sie

ſind wirklich in demſelben begriffen, weil Niemand, der getreu will, was Gott will, in dieſer Welt allein und hülflos ſtehen kann.

13.

Vom Lichtmenſchen in uns oder von der echten Feier des Sonntags.

Wenn es wahr iſt, was die Schrift ſagt, daß wir Alle in Gott leben, athmen und ſind, ſo muß an dieſem Odem Gottes das Kind des Armen ebenſo gut wie das Kind des Reichen einen Antheil haben. Die Allgemeinheit ſelbſt iſt ſogar, eben wie bei der atmoſphäriſchen Luft, die wir einathmen, ein Kennzeichen des Göttlichen. Sonach kann die echte Heiligung des Lebens, die Hingebung des Menſchen an Gott, von jedem Punkte aus, ſogut von der Werkſtatt wie aus der Studirſtube beginnen. Es handelt ſich nicht darum, was wir in dieſer Welt verfertigten, Gedichte, Gemälde oder Schuhe, ſondern was wir liebten, und was wir lebten, und wie wir

uns unſerm himmliſchen Urſprunge gemäß im Handeln beurkundeten. An dieſe religiöſe, milde Anſicht des Lebens ſchließt ſich auch die echt poetiſche Schilderung des erſten Oſterfeiertages im „Fauſt“:

Vom Eiſe befreit ſind Strom und Bäche,
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick! —
— — — — —
Sie feiern die Auferſtehung des Herrn;
Denn ſie ſind ſelber auferſtanden,
Aus niedriger Häuſer dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetſchender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind ſie Alle ans Licht gebracht.
Sieh nur, ſieh, wie behend ſich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerſchlägt,
Wie der Fluß in Breit' und Länge
So manchen luſtigen Nachen bewegt,
Und bis zum Sinken überladen,
Entfernt ſich dieſer letzte Kahn!

Fauſt beſtätigt gleichſam durch dieſe äußere friſche Erſcheinung den allgewaltigen Drang, die Sehnſucht der innern Menſchenbruſt. Er will ſagen: es iſt

etwas Unendliches in unſerer Natur, das, obwol in Stadt und Mauern begraben, nimmer zur Ruhe gelangt. Hinaus will und muß das Volk ebenſo gut als ich, der Fauſt, nur daß es, anders als ich, in Befriedigung irgend eines dunkeln Triebes, ſeinen himmliſchen Urſprung zu erreichen ſucht. Dieſe Kähne, mit Menſchen beladen, die ſich am fernen Horizonte verlieren, rudern eigentlich dem Himmel zu, ohne daß ſie es wiſſen. Wie ein eingekerkertes, edles Thier, das immerfort die Runde in ſeinem eiſernen Käfige macht und an deſſen Stäben herumzürnt, weil ſie ihm den Berg und die freien Ebnen vorenthalten, ebenſo unruhig ſucht der im dunkeln Erdenleben befangene Menſch den Weg der höhern Rückkehr zum Lichte, was ihm durch die Mauern und Stäbe ſeines Gefängniſſes von allen Seiten entzogen oder verborgen iſt.

14.

Einige Worte über Fauſt's Pudel, mit Bezug auf Goethe's Gartengeſpräche.

Goethe fängt hier an, eine magiſche, große Naturanſicht, die alle Pflanzen, alle Thiere in Gott ſieht, aufzuſtellen. Der Pudel erſcheint vor ſeinen Augen nicht mehr als Individuum, ſondern gleichſam als ein Abdruck jener ewigen, weltbildenden Kraft, von welcher wir Alle miteinander ein Ausfluß ſind. Die Erſcheinung jedes Creatürlichen iſt nämlich, von dieſem Standpunkte aus betrachtet, weit mehr, als ſie ſelbſt weiß oder beſagt. Fauſt vernichtet in ſeiner Anſicht die äußern Umriſſe jener Pudel-Monade (vgl. das Geſpräch nach Wieland's Tode) und erblickt ſodann in ihm nur den allgemeinen Feuergeiſt, der ihn ſchon einmal erſchreckte; jenes vielfältig geſtaltete und geſtaltende Weſen, dem Alles, was wir auf dieſem Erdboden ſehen, hören oder wahrnehmen, durch die Richtung irgend einer Hauptmonas geſtempelt, ſeine Entſtehung verdankt. Von dem geheimen Bangen und Grauſen, das ihn bei dem tiefen Erfaſſen dieſer

Larve ſo mächtig erfaßt, ſcheint Wagner'n kaum eine Ahnung beizuwohnen. Er betrachtete ſeinerſeits den Pudel als eine ſinnreich zuſammengeſetzte Maſchine, die als ein lehrbegieriger Scholar den Studenten beluſtigende Künſte vormacht. Von einer ewigen Natur deſſelben kann in dieſem niedern Geſichtskreiſe ſchwerlich die Rede ſeyn. Das Ding holt Verlornes aus dem Waſſer wieder, ſteht Schildwache auf beiden Hinterfüßen, trägt einen Korb, oder was man ſonſt will, in ſeinem Maule nach Hauſe, und damit iſt die Sache für Wagner und Seinesgleichen abgethan. Nicht aber ebenſo für den Seher Fauſt. Bei dieſem erweckt die äußere Larve ein inneres Geſicht, und er ruft deßhalb wie entzückt aus:

Bemerkſt Du, wie in weitem Schneckenkreiſe
Er um uns her und immer näher jagt.
Und irr' ich nicht, ſo zieht ein Feuerſtrudel
Auf ſeinen Pfaden hinterdrein.

Ja, es kommt ihm ſogar eine Ahnung, als ob er ſelbſt durch ſeine unglücksvolle Gemeinſchaft mit dem Thierkönig Mephiſtopheles einem niedern Thierkreiſe verfallen könnte:

Mir ſcheint es, daß er magiſch leiſe Schlingen
Zu künft'gem Band um unſre Füße zieht.

Wer das oben bereits angeführte Geſpräch mit Goethe nach Wieland's Tode mit etwas Aufmerkſamkeit geleſen hat, wird durch Das, was daſelbſt von der Gewalt der Monaden geſagt iſt, wie die ſtärkern unter ihnen die ſchwächern in ihre Kreiſe herabreißen, nicht nur jenen Ausruf von Goethe, als er einen Hund bellen hörte: „Mich kriegſt du gewiß nicht unter!" ſondern auch dieſe und andere ſonſt nur halbverſtändliche Stellen im „Fauſt" gehörig zu deuten im Stande ſeyn.

15.

Wagner's ſelbſtzufriedene Bücherweisheit, im Contraſt mit Fauſt's Unruhe.

Wie weit iſt doch Wagner von aller dieſer Sehnſucht und Unruhe entfernt! Volle Bücherſchränke und dabei ein leerer Kopf, ein leeres, mit den Titeln eitler Ruhmſucht ausgefülltes Herz, wie es ſich im folgenden Geſpräche mit Fauſt ſo treffend darlegt, zeigen

deutlich an, daß der Famulus und ſein Profeſſor auf zwei völlig verſchiedenen Welten einander gegenüberſtehen.

Welch ein Gefühl mußt Du, o großer Mann!
Bei der Verehrung dieſer Menge haben!
O glücklich! wer von ſeinen Gaben
Solch einen Vortheil ziehen kann!
Der Vater zeigt Dich ſeinem Knaben,
Ein Jeder fragt und drängt und eilt,
Die Fiedel ſtockt, der Tänzer weilt.
Du gehſt, in Reihen ſtehen ſie,
Die Mützen fliegen in die Höh',
Und wenig fehlt, ſo beugen ſie die Knie,
Als käm' das Venerabile.

Nur daß alles dieſes den Fauſt gar wenig rührt, der früher nebſt ſeinem Vater in dieſer Gegend unter den Bauern gedoctert oder, wie er es nennt, vergiftet hatte. Auch hier verwirft ſein alle Schranken überſpringender Geiſt das rechte Maß, und weil er als Arzt nicht Todte erwecken kann, ſo iſt ihm die ganze Arzneikunſt ein Greuel und Abſcheu geworden. Selbſt der edle Trieb zur Aufopferung für ſeine Mitbrüder in der Peſt, jener heilige Ernſt, womit er damals Gott zwiſchen einſamen Felſen und Bergen auf

ſeinen Knien um die Abwendung dieſes Übels anflehte und das Seinige redlich dazu beitrug, erſcheint ihm jetzt als eine neue Art von Beſchränkung. Wie aber, nach dem alten Sprüchworte, Kinder doch wol zuweilen die Wahrheit reden, bemerkt Wagner hierbei ganz richtig:

Wie könnt ihr Euch darum betrüben?
Thut nicht ein braver Mann genug,
Die Kunſt, die man ihm übertrug,
Gewiſſenhaft und pünktlich auszuüben.
Wenn Du als Jüngling Deinen Vater ehrſt,
So wirſt Du gern von ihm empfangen;
Wenn du als Mann die Wiſſenſchaft vermehrſt,
So kann Dein Sohn zu höherm Ziel gelangen.

Aber Fauſt hört ihn nicht und nimmt aufs Neue einen Schwung, der ihn der Erde entreißt. Wie eine Sage ſeliger Vorzeit ſteigt wieder jene uralte Liebesſehnſucht in ihm auf, vermöge deren er, gleichſam mit der ſcheidenden Sonne Eins, in das Univerſum übergehen und darin zerfließen möchte.

Betrachte, wie in Abendſonneglut
Die grünumgebnen Hütten ſchimmern.
Sie rückt und weicht, der Tag iſt überlebt,
Dort eilt ſie hin und fördert neues Leben.

O daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu ſtreben!
Ich ſäh' im ewigen Abendſtral
Die ſtille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höh'n, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen ſeinen Schluchten;
Schon thut das Meer ſich mit erwärmten Buchten
Vor den erſtaunten Augen auf.
Doch ſcheint die Göttin endlich wegzuſinken;
Allein der neue Trieb erwacht;
Ich eile fort, ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag, und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir, und unter mir die Wellen.
Ein ſchöner Traum, indeſſen ſie entweicht.
Ach! zu des Geiſtes Flügeln wird ſo leicht
Kein körperlicher Flügel ſich geſellen.

Wagner meint: das ſei auch eben nicht ſehr nothwendig; wir könnten uns durch die Bücherwelt ſchon hoch genug aufſchwingen und brauchten dazu keiner Sonnenpferde:

Und ach! entrollſt Du gar ein würdig Pergamen,
So ſteigt der ganze Himmel zu Dir nieder.

16.

Fauſt's Commentar zum Evangelium Johannis, als weitere Entwickelung von Goethe's Gartengeſprächen.

Geſchrieben ſteht: „im Anfang war das Wort!"
Hier ſtock' ich ſchon. Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort ſo hoch unmöglich ſchätzen.
Ich muß es anders überſetzen,
Wenn ich vom Geiſte recht erleuchtet bin.
Geſchrieben ſteht: im Anfang war der Sinn.
Bedenke wohl die erſte Zeile,
Daß deine Feder ſich nicht übereile!
Iſt es der Sinn, der Alles wirkt und ſchafft?
Es ſollte ſtehn: Im Anfang war die Kraft.
Doch auch, indem ich dieſes niederſchreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe,
Mir hilft der Geiſt, auf einmal ſeh' ich Rath,
Und ſchreib getroſt: im Anfang war die That!

Dem unerfreulichen, nie beendigten Streit zwiſchen der Ewigkeit der Welt, oder der Materie, und der Ewigkeit Gottes ſucht Fauſt hier dadurch ein Ende zu machen, daß er die Schöpfung ſelbſt als

ewige That nicht etwa vorausſetzt, ſondern ſie zu gleicher Zeit, oder vielmehr über alle Zeit erhaben als gleich unendlich mit dem Schöpfer annimmt. Der Menſch verwickelt ſich hier zu leicht in Trugſchlüſſe, indem er Gottes Worte beilegt, was dem Menſchenworte in ſeiner Dürftigkeit allein eigen iſt. Der Unterſchied zwiſchen Gottes- und Menſchenwort aber iſt dieſer: Gott kann allein ſeine Vorſtellungen zwingen, daß ſie Dinge werden. Den belebenden Hauch, wodurch dieſes geſchieht, und wodurch der ewige Geiſt Vögel, Blumen, Thiere, Menſchen, die er ſich zuvor gedacht, nun als Erſcheinung gleichſam ausathmet, dieſe hohe Kraft in ihm nennt die Schrift bildlich Wort, das Wort, oder den Logos. Wir ſehen Alle die Wirkungen dieſes Logos vor Augen, ohne daß wir ſeiner geheimnißvollen, höhern Natur irgend anders als durch Ahnung inne würden. Denn was iſt es ſonſt als dieſe Kraft, die im Frühlinge mit dem Lichte auf die Erde kommt und aus dem ſchwarzen, gleichgültigen Staube ſo anmuthig Roſen und Hyacinthen hervorzaubert? Ihr Liebeszug iſt es, der in den Samenkörnern die eingekerkerten, ſchlafenden Geiſter zu neuem Leben wieder auferweckt.

Die Seelilie aus der Tiefe des Sees ruft: hier bin ich! und das Morgenroth gestaltet sich bei seinem Herannahen zu den zarten Umrissen einer Rose, die man mit den Händen abpflücken und halten kann. Von diesem Standpunkte aber, will der Dichter sagen, ist keine Trennung irgend denkbar. Gedacht ist zugleich gethan, und gethan ist zugleich gedacht. Die Trennung zwischen Wort und That, die der Menschenwelt angehört, kann nun und nimmermehr im Reiche Gottes stattfinden. Sehr schön tritt späterhin dieser allseitigen Ansicht des Faust, die Gottes Welt, die Schöpfung und den Schöpfer als ein von Ewigkeit Ungetrenntes zusammendenkt, die einseitige Vorstellung des Mephistopheles in den Weg, der den Bestand der Materie für sich allein als selbständig durchsetzt und Licht und Bewußtseyn nur als unnütze Zugaben betrachtet, die erst späterhin aus dem Chaos zur Entwickelung kamen. So stellt er sich in seinem Hochmuthe höher als Gott und sagt von sich selbst:

Ich bin ein Theil des Theils, der Anfangs Alles war,
Ein Theil der Finsterniß, die sich das Licht gebar,
Das stolze Licht, das nun der Mutter Nacht
Den alten Rang, den Raum ihr streitig macht,

Und doch gelingt's ihm nicht, da es, ſo viel es ſtrebt,
Verhaftet an den Körpern klebt.
Von Körpern ſtrömt's, die Körper macht es ſchön,
Ein Körper hemmt's auf ſeinem Gange,
So, hoff' ich, dauert es nicht lange,
Und mit den Körpern wird's zu Grunde gehn.

Ganz irre geworden an der eigentlich urſprünglich göttlichen Kraft, an jenem Standbilde der Idee, an jener Werdeluſt der Engel, die ſich durch nichts irre machen läßt, ſondern in einer unendlichen Reihe jedesmal mit Gewißheit zur Erſcheinung bringt, was der einzelne Punkt oder das Individuum nur höchſt unvollkommen gewähren kann, ruft Mephiſtopheles unwillig aus:

Was ſich dem Nichts entgegenſtellt,
Das Etwas, dieſe plumpe Welt,
So viel als ich ſchon unternommen
Ich wußte nicht ihr beizukommen,
Mit Wellen, Stürmen, Schütteln, Brand;
Geruhig bleibt am Ende Meer und Land!
Und dem verdammten Zeug, der Thier- und Menſchenbrut,
Dem iſt nun gar nichts anzuhaben!

Fauſt aber blickt durch; er ſieht recht wohl, daß dieſe Vorſtellung einer höhern Lichtwelt einſeitig und

beſchränkt, wie ihr Urheber, iſt. Er ruft deßhalb in einer Anwandlung echt göttlichen Unwillens:

So ſetzeſt Du der ewig regen,
Der heilſam ſchaffenden Gewalt
Die kalte Teufelsfauſt entgegen,
Die ſich vergebens tückiſch ballt.

Sein Geiſt beruht fort in jener harmoniſchen Grundvorſtellung des Univerſums, die ſich auch ſpäterhin in jenem erhabenen Geſpräche, das er mit Felſen, Bäumen und Thieren in der Einſamkeit hält, ſo unvergleichlich beurkundet.

Erhabner Geiſt, du gabſt mir, gabſt mir Alles,
Warum ich bat. — — —
— — — — —
Du führſt die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrſt mich meine Brüder
Im ſtillen Buſch, in Luft und Waſſer kennen.

Hier, wie an andern Orten, rechtfertigt Fauſt demnach vollſtändig den Ausſpruch Gottes von ihm, als er ſeine Seele dem Teufel zur Verſuchung preisgab:

Und ſteh' beſchämt, wenn Du bekennen mußt:
Ein guter Menſch in ſeinem dunkeln Drange
Iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt.

17.

Fauſt's gänzlicher Abfall von Gott und Natur.

Der Teufel tritt als Junker gekleidet in Fauſt's Studirſtube und räth ihm, ſich fröhlich in das Gewühl des Lebens zu ſtürzen, oder, wie man zu ſagen pflegt, ſein Daſeyn zu genießen. Fauſt durchgeht nun ironiſch einige Arten des Lebensgenuſſes und zeigt an ihnen das ſchale Einerlei für einen ewigen Geiſt. Am widerwärtigſten findet er zuletzt den Umſtand, da der Menſch hier auf Erden ohnedies ſo wenig Wünſche zu befriedigen im Stande iſt, daß er ſich auch noch dieſe wenigen durch Scrupel aller Art mit der eigenſinnigſten [illegible]telei zu verkümmern ſucht. Man ſieht gar wohl, das Gewiſſen, oder die göttliche Stimme in uns, die der Sinnlichkeit des Menſchen in manchen Fällen ſo peinigende Schranken auflegt, erhält hier eine kurze, ja etwas ſchnöde Abfertigung. Fauſt findet dieſen Gott in uns eben nicht beſonders großmüthig. Unter Anderm wirft er ihm vor, er ſei nur geſchäftig, um uns zu quälen, uns mit Gedanken, Phantaſien und leeren Träumen der Zukunft zu er-

ſchrecken; wo es aber eine Schöpfung der Gegenwart oder ein tüchtiges Daſeyn nach Außen gelte, ziehe ſich derſelbe bedächtig zurück und verleugne ſo auf einmal ſeine höhere Abkunft:

Auch muß ich, wenn die Nacht ſich niederſenkt,
Mich ängſtlich auf das Lager ſtrecken;
Auch da wird keine Raſt geſchenkt,
Mich werden wilde Träume ſchrecken.
Der Gott, der mir im Buſen wohnt,
Kann tief mein Innerſtes erregen;
Der über allen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen.

Die innere Reinheit des Buſens, die uns das Chriſtenthum, von ſeinem höchſten Standpunkte aus betrachtet, ſo dringend anempfiehlt, ja ſogar als den einzigen Weg zur Rückkehr in Gott bezeichnet, iſt dem Fauſt zum Geheimniß geworden, das er zwar in ſeinem Margaretchen zu ahnen, aber nicht in lebendiger That und Handlungsweiſe für ſich ſelbſt zu ergreifen weiß. Da er nun einmal aus dem Mittelpunkte aller ſittlichen Schöpfungen verſchlagen iſt, ſo kann er zuletzt nicht umhin, in Befriedigung irdiſcher Gelüſte den Himmel auf Erden zu ſuchen, und da der

höhere Geiſt in ihm eben dieſe Vergnügungen auf das Unerbittlichſte richtet, ſo zeigt er ſich auf dieſen höhern Geiſt ſelbſt, wegen Auflegung ſolcher Beſchränkungen durch Warnung vor thieriſchem Rückfalle, höchſt ungehalten. Willſt du, ſcheint er zu ſagen, mir als Sinnenmenſchen die Gottheit ſo gebieteriſch aufnöthigen, ſo gib ſie mir auch ganz und laß mich frei und friſch in dieſen Kreiſen ſchaffen, vollbringen, was Göttern gehört! Verſchone mich aber — und darum muß ich bitten — mit jener halben qualvollen Schöpfung, die das Thier in mir beläſtigt und den Engel doch nicht frei macht. Immer tiefer in ſolche und ähnliche Melancholien verſinkend, ſcheint ihm am Ende der Tod von allen Gaben dieſer Erde die wünſchenswertheſte zu ſeyn. Mephiſtopheles bemerkt indeß ſpottend:

Und doch hat Jemand einen braunen Saft
In jener Nacht nicht ausgetrunken.

Dies bezieht ſich auf jene mit Gift angefüllte Phiole, die Fauſt beim Klange der Oſterglocken aus der Hand entfallen war. Fauſt iſt hierauf ſeiner Schwachheit eingeſtändig und klagt ſich ſelbſt an, nicht Geiſtesſtärke genug in jenem entſcheidenden Au-

genblicke beſeſſen zu haben. Ein unbekanntes Etwas, ein Reſt kindlich religiöſer Gefühle habe ihn damals an der Ausführung ſeines männlichen Vorſatzes verhindert. Unmuthiger als je ergießt er ſich nun in einen Fluch über Alles, was dem Menſchen durch Täuſchungen der Sinnenwelt über die Spanne des Augenblickes hinweghilft, oder ihm darin etwas Betrügliches vorgaukelt. Nichts wiſſen will er fortan von Liebe der Geſchlechter, von Beſitz und Eigenthum, von Häuſern, Gärten und Paläſten, von berühmt werden und einen großen Namen erlangen; der Himmel jenſeits kann ihm für den verlornen Himmel dieſſeits keinen Erſatz gewähren; ja, ſogar die Engelsgeduld, die dem Menſchen durch alle dieſe dunkeln Prüfungsſtufen hindurch ſo unzertrennlich begleitet, um ihm da, wo er ſtrauchelt, freundlich die Hand zu reichen, wird von Fauſt, in dieſer trübſeligen Stimmung verkannt, auf das bitterſte geſchmäht und mit ihrem ganzen beglückenden Gefolge, dem Glauben und der Hoffnung, in das Reich der Hirngeſpinnſte verwieſen.

Fluch ſei der Hoffnung, Fluch dem Glauben,
Und Fluch vor allen der Geduld!

Hier erſcheint nun die gänzliche Verödung in Fauſt's Buſen; wir ſind mit ihm an eine Grenze gelangt, wo ihm die Erde nichts mehr bieten kann. Mit vollem Recht ſingt daher auch der Geiſterchor:

Weh! Weh!
Du haſt ſie zerſtört,
Die ſchöne Welt,
Mit mächtiger Fauſt;
Sie ſtürzt, ſie zerfällt!
Ein Halbgott hat ſie zerſchlagen!
Wir tragen
Die Trümmern ins Nichts hinüber,
Und klagen
Über die verlorne Schöne.

Zugleich aber verlocken ſie, ihrer dunkeln Natur gemäß, Fauſt zu der betrüglichen Hoffnung, mitten im Weltenbrand eines Planeten eine neue, ja wol gar ſchönere Pflanzung anzulegen.

Mächtiger
Der Erdenſöhne,
Prächtiger
Baue ſie wieder,
In Deinem Buſen baue ſie auf!

Ohne Glaube, Liebe und Hoffnung, alſo ein

Gebäude ohne Fundament; wie wird es nun beginnen? oder wie ſoll es Beſtand haben?

Neuen Lebenslauf
Beginne
Mit hellem Sinne,
Und neue Lieder
Tönen darauf!

Je näher wir den neuen Bau zu Fauſt's Lebensglück, wie es ihm Mephiſtopheles entwirft, betrachten, je mehr zeigt ſich uns deſſen Hinfälligkeit. Sich in das Gewühl der Welt zu ſtürzen und der Sinnenluſt auf alle erdenkliche Weiſe zu fröhnen, das, nicht mehr und nicht weniger, iſt es, worauf denn doch die Weisheit von ihm und Seinesgleichen am Ende hinausläuft. Eine Ahnung davon fliegt den Fauſt nicht nur an, er ſpricht ſie ſogar auf das deutlichſte aus. Ich kenne Deine wurmſtichigen Gaben, ſpricht er; welches von Deinen herrlichen Erdengütern willſt Du mir bieten? Wie möchte auch Deinesgleichen je die Unruhe einer Menſchenbruſt zu ermeſſen im Stande ſeyn? Haſt Du Deine Speiſen vorzuſetzen, die nie ſättigen? Oder kannſt Du nur Bäume zeigen, die täglich neu blühen und wieder ausſchlagen? Mich

ekelt die ewige Wiederkehr dieſes geſtrigen Laubes, dies Märchen, das, immer daſſelbe, am Morgen erzählt wird und am Abend wieder dahinſtirbt.

Zeig mir die Frucht, die fault, eh' man ſie bricht,
Und Bäume, die ſich täglich neu begrünen!

Sollte mich aber jemals ein Augenblick ſo ſchwach finden, daß irgend eine von jenen Welterſcheinungen, die ich zuvor verfluchte, Ruhmſucht, Wiſſenſchaft, Weibergunſt, Rebenſaft meine Sinne verlockten und die ſoeben abgeſchüttelten Feſſeln mir aufs Neue wieder anlegten, ſo will ich Dir verfallen ſeyn und in jener Welt dienen, wie Du mir in dieſer gedient haſt, alſo auch, daß das hier von mir Geſagte zwiſchen uns als ein unverbrüchlicher Vertrag gelten ſoll. Ich weiß längſt, daß keine Freude mehr an dieſem Erdballe für mich aufblüht, ſowie, daß alle Deine Kunſt eitel Blendwerk iſt; aber ich will mich betäuben, und für dieſe Aufgabe und ihre Löſung biſt Du gut genug.

Kannſt Du mich ſchmeichelnd je belügen,
Daß ich mir ſelbſt gefallen mag,
Kannſt Du mich mit Genuß betrügen;

Das ſei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!

Mephiſtopheles.

Topp!

Fauſt.

Und Schlag auf Schlag!
Werd' ich zum Augenblicke ſagen:
Verweile doch, du biſt ſo ſchön!
Dann magſt Du mich in Feſſeln ſchlagen,
Dann will ich gern zu Grunde gehn,
Dann mag die Todtenglocke ſchallen,
Dann biſt Du Deines Dienſtes frei,
Die Uhr mag ſteh'n, der Zeiger fallen,
Es ſei die Zeit für mich vorbei!

18.

Mephiſtopheles. Deſſen Gutachten über die vier Facultäten.

Dieſe Scene iſt ſehr merkwürdig, weil der Teufel darin ſeine Anſichten von Kunſt, Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit niederlegt. Um indeß Alles recht zu

verſtehen, muß man, wie in einem Hohlſpiegel, Alles verkehrt leſen. Durchgängig herrſcht eine ſcharfe, ſchneidende Ironie. So z. B. empfiehlt der Teufel dem jungen, angehenden Discipulus, fleißig Hefte zu halten, nachzuſchreiben u. ſ. w.

Und Euch des Schreibens ja befleißt,
Als dictirt' Euch der Heilig Geiſt!

Vom Denken iſt gar nicht die Rede. Auch die Theorie, oder die Beſchäftigung mit dem Getrennten, Abgeſonderten, wird als ein zweiter Hauptpunkt der Bildung, wie ſie es nennen, dem Schüler auf das angelegentlichſte vom Teufel empfohlen. Freilich iſt der Weg des Genies ein anderer, als den die Menge wandelt. Das lebenvolle Genie, obwol es jene, dem eigentlichen Weſen der Dinge abgenommenen traurigen Schattenriſſe, die vertrockneten Linien, Zirkel und Dreiecke, als Grundformen wahrhaftig anerkennt, ja dieſelben ſogar als Bedingung, als Fundament alles Daſeyns, unkörperlich vorausſetzt, ſo mag es ſich doch keineswegs aus dem wahren Leben ausſcheiden und in Trennungen einlaſſen, die der Natur fremd und höchſtens nur ein Antheil menſchlicher Schwachheit ſind. Es iſt in ſeinem innern Weſen Eins mit Gott;

es ruht, ſo zu ſagen, in dieſer ungetrennten Einheit und weiß, gleichſam durch Inſtinct belehrt, daß alles Theoretiſche ſein Ziel nothwendig verfehlt und eben, weil es trennt, auch nicht im Stande iſt, das geringſte Ganze, ſei es ein Pfirſichkern, eine Erdbeere oder ein Mückenfuß, auf ſeinem abgezogenen Wege hervorzubringen. Mephiſtopheles ergetzt dagegen dies ironiſche Geſpenſterweſen über die Maßen:

Und wenn das Erſt' und Zweit' nicht wär',
Das Dritt' und Viert' wär' nimmermehr.
Das preiſen die Schüler aller Orten,
Sind aber keine Weber geworden.

Dem Schüler iſt's freilich:

von allen dem ſo dumm,
Als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Der Asmodi aber tröſtet ihn damit, je länger man die ſpaniſchen Schnürſtiefeln trage, je beſſer werde man ſie auch gewohnt, und je länger man die ſchwarzen entleibten Schattenriſſe anſehe, je ſonnenklarer werde es Einem davon vor den Augen:

Das wird nächſtens ſchon beſſer gehen,
Wenn ihr lernt Alles reduciren
Und gehörig claſſificiren.

Auf jeden Fall, und wo die Theorie ihm gar zu trocken würde, räth er ihm ſublim an, dieſelbe, z. B. in der Medizin, mit etwas Sinnengenuß oder Sünde zu verſetzen.

19.

Von der Metaphyſik und den falſchen Vorſtellungen, die häufig durch ſie über Gott verbreitet werden.

Es darf wol nicht befremden, daß Mephiſtopheles hier wie überall ſich im Getrennten wohlgefällt. Aller Irrthum, wie in der Kunſt ſo in der Wiſſenſchaft, geht ja eben, wie ſchon bemerkt, aus der unſeligen Trennung von Gott und Natur, von Seele und Leib, von Geiſt und Materie hervor. Es gab Völker, die prächtige Tempel bauten und darin zuletzt einen Apis, eine Zwiebel anbeteten, wie die alten Ägyptier. Da haben wir, was der ſinnreiche, tiefe Schelling mit vollem Rechte eine gottloſe Natur nennt. Andere dagegen dachten ſich Gott als ein rein geiſtiges, verklärtes, völlig von aller irdiſchen Erſcheinung ab-

geſchiedenes Weſen, das droben im blauen Himmel daſitze und ſich, wie Fichte ſagt, vom Morgen bis zum Abend auf ſeinem Throne Pſalmen und Loblieder eine ganze Ewigkeit hindurch vorſingen laſſe. Eine ſo geiſtloſe Unterhaltung, daß ſchon hier auf Erden ein halbweg tüchtiger Mann ſie verſchmähen und bald müde bekommen würde, wie ſollte ſie denn für das höchſte aller Weſen irgend genügend erfunden werden? Inzwiſchen wird, wer die Geſchichte der Philoſophie mit einiger Aufmerkſamkeit durchlieſt, gemeiniglich nur zwiſchen jenem naturloſen Gott oder einer gottloſen Natur zu wählen haben. Von einer würdigen Durchdringung beider im goethe'ſchen Sinne (vergleiche deſſen frühere Äußerungen) wird wol nur ſelten die Rede ſeyn. Ebendeßhalb ſteht die Lehre von dem in die Zeit gekommenen leidenden Gott, gehörig aufgefaßt, als Fundament aller Philoſophie ſo einzig hoch, ſo unübertroffen da. Das Chriſtenthum iſt eben dadurch Chriſtenthum, daß es die höchſte und allgemeinſte aller Ideen ausſpricht, und daß kein Menſch auf dieſem Wege je weiter vorzudringen vermag. Wäre nämlich kein leidender Gott in der Zeit, das heißt, wäre nichts vorhanden, was die flüchtigen Erſcheinungen

der Gegenwart durch Sitte und Erhabenheit der Gesinnung adelte, und so ihr namenloses Leiden im Wechsel aller irdischen Verhältnisse erträglich machte, so würde man sich bald versucht fühlen, dem edeln Menschen als dem eigentlichen Gott des Menschengeschlechtes Verehrung zu bezeigen, ja Altäre zu errichten. Denn in der That ist ein edles Wesen, das nur ein Leben zu verlieren hat und dasselbe freudig für seine Freunde, ja für seine Feinde, daransetzt, beiweitem dem erbarmungslosen Gott vorzuziehen, der oben für sich selbst in trauriger Abgeschlossenheit sein Daseyn führt, völlig unbekümmert darum, ob Millionen hier unten einem rathlosen Zufalle dahingegeben sind. Mit gleichem Rechte, wie solch ein Gott, möchten denn auch wol die Räder der Natur dem Menschen, indem sie ihn zermalmen, Anbetung abfodern. Da haben wir denn genau wieder Das, was Schelling unter einem naturlosen, das heißt, unter einem von aller Natur ausgeschiedenen Gott verstand. Sein Wesen wird so zart, so dünn, so durchsichtig von den Anhängern dieses Systems gedacht und durchgeführt, daß er zuletzt lieber gar nicht erscheint, und der Schöpfer darüber seine Schöpfung

verliert. Erſt fängt man freilich nur damit an, die Natur als völlig außer ihm zu betrachten, ſodann nur noch ein paar Schritte weiter, und das Irrewerden an ſeinen Werken wird gar bald das Ableugnen des ewigen Urhebers ſelbſt gleichſam zur nothwendigen Folge haben. Unſelige Trennung!

20.

Goethe's Glaubensbekenntniß.

Wie anders Goethe im Fauſt. Da iſt von keiner Zeit, von keiner Gegenwart, von keiner Zukunft in Gott die Rede; da iſt es nur ein Athem, der in ſichtbar unſichtbarer Nähe, wie er dem menſchlichen Herzen warm entquillt, ſo auch alle Creaturen in ſich aufnimmt.

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn.
Wer empfinden
Und ſich unterwinden

Zu ſagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfaſſer,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, ſich ſelbſt?
Wölbt ſich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten feſt?
Und ſteigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge Dir,
Und drängt nicht Alles
Nach Haupt und Herzen Dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unſichtbar, ſichtbar neben Dir?
Erfüll' davon Dein Herz, ſo groß es iſt,
Und wenn Du ganz in dem Gefühle ſelig biſt,
Nenn' es dann, wie du willſt,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl iſt Alles,
Nam' iſt Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut!

Das iſt vielleicht die herrlichſte Stelle, die Goethe'n oder irgend einem Dichter über das Weſen Gottes je gelungen iſt. Sie gibt mit wenig Worten den

Hauptinhalt aller echten Philoſophie und Metaphyſik, die Gott und die Natur nicht trennt, ſondern ſelig mit einander vereint.

21.

Wie Mephiſtopheles das Patronat über alle Wortmenſchen und Scholaſtiker übernimmt, und was auf dieſem Wege zu hoffen iſt.

Wie ſollte darum ein Mephiſtopheles von einem Wege, der zu ſolchen Reſultaten führt, nicht gelegentlich abrathen? Auch in der Theologie ſpielt der Teufel den Scholaſticus und ſtellt auch hier das leere Wort ohne alle Begriffe oben an. Warum er auch in dieſem Fache dem Getrennten ſo hold iſt, darüber läßt er uns keineswegs in Ungewißheit, indem er ſagt:

Denn eben, wo Begriffe fehlen,
Da ſtellt ein Wort zur rechten Zeit ſich ein.
Mit Worten läßt ſich trefflich ſtreiten,
Mie Worten ein Syſtem bereiten,

An Worte läßt ſich trefflich glauben,
Von einem Wort läßt ſich kein Jota rauben!

Statt jener wahrhaften Theologie alſo, wodurch der Menſch Gott in ſich erlebt und in verwandter Reinheit des Herzens ein Engel zu den andern Engeln in ſeinen ewigen Urſprung wieder zurückkehrt, zeigt ihm der Teufel eine andere Kunſt, die ihn an den Außenwerken der Religion verhaftet und jenen gefährlichen, nichtigen Streit um hohle Lehren und Dogmen, wie er mishellig genug durch die dunkeln Jahrhunderte wiederklingt, immer wieder aufs Neue anzufachen und zu erwecken geſchäftig iſt.

Nachdem er ſo alles echte Wiſſen in dem Schüler abgetödtet und ihm dagegen die Wortwiſſenſchaft als das höchſte Kleinod empfohlen hat, ſchreibt er ihm, damit auch die letzte Gabe, die der Menſch einer aufgeblähten, falſchen Gelehrſamkeit verdankt, der Stolz, ja nicht außenbleibe, als Gegenſatz chriſtlicher Demuth in ſein Stammbuch höhniſch denſelben Spruch ein, womit der Teufel einſt unſer Aller Stammmutter, Eva, als er ihr den Apfel gab, zum Falle verlockte: „Sobald ihr von dieſer Frucht eſſen werdet, ſind eure Augen aufgethan und ihr werdet Gott gleich.

ſeyn.“ Kaum aber wendet der gläubige und hocherbaute Schüler den Rücken, ſo legt der Teufel das ehrliche Geſtändniß ab: dem Scholar ſolle ſchon einmal auf dieſem Wege eines hohlen und leeren Formenkrames vor ſeiner Gottähnlichkeit bange werden:

Folg' nur dem alten Spruch und meiner Muhme, der Schlange,
Dir wird gewiß einmal bei Deiner Gottähnlichkeit bange.

22.

Das Paradies auf Erden. Letzte Station in Auerbach's Keller.

Es war eine Ratt' im Kellerneſt,
Lebte nur von Fett und Butter,
Hatte ſich ein Ränzlein angemäſt't,
Als wie der Doctor Luther.
Die Köchin hatt' ihr Gift geſtellt;
Da ward's ſo eng' ihr in der Welt,
Als hätt' ſie Lieb' im Leibe!

Dieſem echt niederländiſchen Gemälde iſt es häufig vor dem Richterſtuhle des feinern Geſchmackes wie

ähnlichen Schilderungen des Shakspeare ergangen. Obiges Lied bezieht sich eigentlich auf den Streit von Siebel und Frosch. Der Frosch singt durchaus in zärtlichen Accenten:

Schwing' dich auf, Frau Nachtigall,
Grüß mir mein Liebchen zehntausendmal!

Man sieht wohl, diesem hängt der Himmel noch ganz voll Geigen; dem Siebel dagegen scheinen wirklich schon einige Saiten gesprungen zu seyn. Er hat Erfahrungen über die Falschheit der Weiber in puncto puncti gemacht und fällt daher dem Frosch ziemlich bärbeißig mit den Worten in die Rede:

Dem Liebchen keinen Gruß! Ich will davon nichts hören!

Ehrenfrosch aber läßt sich in Durchführung seines zärtlichen Themas durchaus nicht irre machen, sondern fährt in standesmäßigen Seufzern fort, seinem gefühlvollen Herzen Luft zu machen:

Riegel auf! in stiller Nacht.
Riegel auf! der Liebste wacht.
Riegel zu! des Morgens früh.

Siebel aber schüttelt den Kopf und warnt vor der

Liebeheuchlerin, die ihm als einem braven Kerl nur kurz zuvor erſt ſo ſchrecklich mitgeſpielt.

Ja, ſinge, ſinge nur, und lob' und rühme ſie!
Ich will zu meiner Zeit ſchon lachen.
Sie hat mich angeführt, Dir wird ſie's auch ſo machen.
Zum Liebſten ſei ein Kobold ihr beſchert!
Der mag mit ihr auf einem Kreuzweg ſchäkern;
Ein alter Bock, wenn er vom Blocksberg kehrt,
Mag im Galopp noch gute Nacht ihr meckern!
Ein braver Kerl von echtem Fleiſch und Blut,
Iſt für die Dirne viel zu gut.
Ich will von keinem Gruße wiſſen,
Als ihr die Fenſter eingeſchmiſſen!

Brander legt ſich nun mit einem allegoriſchen Liede von einer fetten Ratte zwiſchen die ſtreitenden Parteien. Er vergleicht den armen Siebel, wie ihn die Liebe abzehrt, mit einer wohlbeleibten Ratte, der eine muthwillige Küchenmagd Gift geſtellt. Schon an ſich ſei das arme Ding zu bedauern, wenn es ihm nun in den Eingeweiden kneipe, ſodaß es in allen Ecken und Winkeln der Küche herumfahre; aber ſein Zuſtand werde noch bedauernswerther, wenn es vielleicht in demſelben Augenblicke, wo es ſchon auf dem letzten

Loche pfeife, noch Hohn und Spott von der schönen Vergifterin erfahren müsse. Siebel nimmt diesen Gesang mit einem etwas sentimentalen Unmuth auf, ohne, wie es scheint, die rechte Beziehung darin, und daß es auf ihn und seine unglückliche Liebe damit gemünzt sei, zu ahnen. Dies geht sonnenklar aus den Worten hervor:

Wie sich die platten Burschе freuen!
Es ist mir eine rechte Kunst,
Den armen Ratten Gift zu streuen!

Brander und Altmayer dagegen erklären sich dieses Rattenmitleid im verliebten oder vielmehr durch die Liebe vergifteten Siebel ganz natürlich durch die Wahlverwandtschaft seines Schmerbauches und seiner kahlen Platte.

Der Schmerbauch mit der kahlen Platte,
Das Unglück macht ihn zahm und mild;
Er sieht in der geschwollnen Ratte,
Sein ganz natürlich Ebenbild.

23.

Das Lied vom Könige und vom Floh.

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh!

Der Sinn dieſes humoriſtiſchen Liedes beruht auf nachfolgender Anſicht. An den Höfen ſchleicht ſich oft heimliches Ungeziefer ein, das zu großem Anſehen gelangt und Band und Stern davonträgt. Sobald daſſelbe auf dem Platze iſt, den es ſich zu erlangen vorgeſetzt, ſo muß ſich Alles auf das Ehrerbietigſte vor ihm ſchmiegen und bücken, und iſt doch nur eitel Ungeziefer. Wie glücklich iſt dagegen das Volk, das ſich doch wenigſtens Luft machen und ſeiner Haut erwehren kann, wo ſolche heimliche Praktikenmeiſter ihm in den Weg treten:

Chorus (jauchzend).

Wir knicken und erſticken
Doch gleich, wenn einer ſticht!

Dahingegen am Hofe muß die Königin ſelbſt ganz leiſe auftreten, wo irgend ſolche Inſecten zu Lieblin-

gen des regierenden Herrn heranwachſen; daher ſingt denn auch Altmayer:

Es lebe die Freiheit! Es lebe der Wein!

Dies Teufelslied fängt mit dem Verſe an:

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh,
Den liebt' er gar nicht wenig,
Als wie ſeinen eignen Sohn.

Sogar auf eine Hofuniform iſt es abgeſehen:

Da rief er ſeinen Schneider;
Der Schneider kam heran:
Da miß dem Junker Kleider,
Und miß ihm Hoſen an!
In Sammet und in Seide
War er nun angethan,
Hatt' Bänder auf dem Kleide,
Hatte auch ein Kreuz daran,
Und war ſogleich Miniſter,
Und hatt' einen großen Stern.
Da wurden ſeine Geſchwiſter
Bei Hof auch große Herrn.
Und Herrn und Frau'n am Hofe,
Die waren ſehr geplagt,

Die Königin und die Zofe
Geſtochen und genagt,
Und durften ſie nicht knicken,
Und weg ſie jucken nicht.
Wir knicken und erſticken
Doch gleich, wenn einer ſticht!

24.

Von Hofuniformen, Schneidern und deren Verdienſt um die Weltgeſchichte.

Welche Huldigung, die hier dem Schneiderverdienſte um die Weltgeſchichte widerfährt! Kleider machen Leute, folglich auch Biſchöfe und Prälaten, Junker, Marſchälle und Hofmarſchälle. Iſt der Rock nur erſt einmal fertig, und ſteckt der Junker darin, der Charakter kommt ſchon hinterdrein. Es iſt eine ſchöne Willkür von dem Regenten; er hat ſich nun einmal in den Kopf geſetzt, es koſte, was es wolle, aus dieſem Floh einen Junker zu machen, und ſiehe da, es glückt ihm — verſteht ſich mit Hülfe des Schneiders — auch wirklich. Eigentlich hat der Herr,

die Sache von dem gehörigen Standpunkte betrachtet, auch ganz Recht. Es iſt ja mehr der Glaube an den Rock, den der Mann trägt, als an den Mann ſelbſt, der darin ſteckt, was die Welt von jeher regiert hat. Geſetzt nur den einzigen Fall, daß alle Uniformen und Ordenshabite einen und denſelben Schnitt hätten; welche unſägliche Verwirrung in der Weltgeſchichte müßte davon die unausbleibliche Folge ſeyn! Seit der Stand der Unſchuld einmal durch Eva verwirkt worden und die Sünde in die Welt gekommen iſt, müſſen die Schneider nothwendig eine Hauptrolle übernehmen, ſo wenig auch dieſer Satz in ſeiner völligen Allgemeinheit bis jetzt erkannt worden iſt.

25.

Von natürlichen Zaubertränken und deren Wirkung im Volke.

Auerbach's Weinkeller.

Mephiſtopheles (mit ſeltſamen Geberden).
Trauben trägt der Weinſtock,
Hörner der Ziegenbock;

Der Wein iſt ſaftig, Holz die Reben,
Der hölzerne Tiſch kann Wein auch geben;
Ein tiefer Blick in die Natur,
Hier iſt ein Wunder, glaubet nur.

Hier ſpielt derſelbe Humor des Dichters wie auf dem Blocksberge, wo er eine ſo tiefe und lebensvolle Anſicht der Natur entwickelt, daß dieſelbe den gemeinen Augen völlig wie Zauberei erſcheint und beſonders die Aufklärer, die gern den Geiſt mit Händen greifen oder mit der Elle ausmeſſen wollen, in die größte Verlegenheit ſetzt.

Der Wein iſt ſaftig, Holz die Reben,
Der hölzerne Tiſch kann Wein auch geben;

Völlig, wie wenn die Hexen um Walpurgis auf einem vertrockneten Beſenſtiele zum alten Zauberberge reiten, was denn doch wol keine andere und tiefere Deutung zuläßt, als die urkundliche, daß dem allgemein erwachenden Leben der Natur, beſonders dem Alles verjüngenden Frühlinge, es eigen iſt, daß jeder Stock und jedes vertrocknete Reiſig, zauberiſch von ihm angerührt, in Verbindung mit Morgen- und Abendroth, ſeine groben Hüllen ſchmelzen und eine Pfirſich, eine Roſe oder eine Traube werden kann.

Wem keine Ahnung von dieſem innern gewaltigen Naturleben ſelbſt da nicht aufgegangen iſt, wo er Goethe's Gartengeſpräche, deſſen Unterhaltung mit Cocons und Schlangen (Siehe S. 37) geleſen hat, der vermeſſe ſich nur nicht, ſo einen ſittlich ſchönen Standpunkt er auch übrigens in der Welt einnehmen mag, über Goethe's Verdienſt im Ganzen ein gerechtes Urtheil zu fällen. Die Anerkennung Goethe's oder vielmehr deſſen gehörige Würdigung hängt noch von ganz andern Dingen ab. Doch unſere Geſellſchaft in Auerbach's Keller iſt indeſſen ſehr laut geworden. Man höre nur, wie kräftig der gergeſen'ſche Rundgeſang klingt, den die Handwerksburſchen ſoeben anheben:

Uns iſt ganz kannibaliſch wohl,
Als wie fünfhundert Säuen!

Hier zeigt der Teufel dem Fauſt die eigentlichen Pforten des Volksparadieſes auf Erden und wie wohl es ſeiner Gemeinheit in dieſem ſinnlichen Treiben iſt. Im Prologe trug er ſogar in der Mitte himmliſcher Heerſchaaren Gott den beſcheidenen Wunſch vor: dem Menſchen jenen kleinen Bruch von Vernunft lieber zu neh-

men, um ihn, mit Beſeitigung aller geiſtigen Anſprüche, ſeinen rechten Standpunkt in der Thierwelt einnehmen zu laſſen. Hier zeigt ſich nun dieſes mephiſtophel iſche Glückſeligkeitsſyſtem in ſeiner ſchönſten Anwendung. Übrigens ſind dieſe auerbach'ſchen Gergeſener, wie man ſieht, von den wirklichen Gergeſenern himmelweit unterſchieden. Dort ſtürzt ſich der Teufel in fünfhundert Säue, die den widerwärtigen Gaſt freilich aufzunehmen gezwungen ſind. Hier iſt der Fall völlig umgekehrt, und vier oder fünf Handwerksburſchen fodern den Teufel an der Spitze von fünfhundert Säuen heraus, ſich in ſie zu ſtürzen. Ja, ſie verſichern uns ſogar, daß dies bereits geſchehen iſt, und daß ſie fünfhundert Gergeſener in ihrem Leibe hätten, ohne ſich dadurch im geringſten beläſtigt zu fühlen; im Gegentheile, daß ihnen recht kannibaliſch wohl dabei zu Muthe wäre.

Dieſe grobe Beſtialität widerſteht denn freilich dem Fauſt, obgleich er den Schlingen einer verfeinerten Sinnlichkeit, wie ſo viele Menſchen, in der Folge dennoch nicht auszuweichen im Stande iſt. Sehr humoriſtiſch ſind auch vom Dichter die gewöhnlichen Folgen eines Weinrauſches, ganz im Sinne des

Volkes, das jeden Stoff zu Wundern verarbeitet, feenhaft dargeſtellt. Sie ſehen doppelt, halten ihre eigenen Naſen für Weintrauben und wollen ſich dieſelben vom Kopfe herunterſchneiden.

Mephiſtopheles (mit ernſthafter Geberde).

Falſch Gebild' und Wort
Verändern Sinn und Ort!
Seid hier und dort! —

(Sie ſtehen erſtaunt und ſehen einander an.)

Altmayer.

Wo bin ich? Welches ſchöne Land?

Froſch.

Weinberge! Seh' ich recht?

Siebel.

Und Trauben gleich zur Hand

Brander.

Hier unter dieſem grünen Laube,
Seht, welch ein Stock! Seht, welche Traube!

(Er faßt Siebeln bei der Naſe. Die Andern thun es wechſelſeitig und heben die Meſſer.)

Könnten ſie doch nur dem Geiſte des Weines auf die Spur kommen, oder ihn, wie es Aller Wunſch

und Verlangen iſt, mit Händen greifen, ſogleich würde es heißen:

Stoßt zu! der Kerl iſt vogelfrei!

Aber eben da liegt der Knoten, und Mephiſtopheles ſteht vor dem Faſſe. Altmayer dagegen beklagt ſich, daß es ihm bleiſchwer in den Füßen liege, was freilich unter ſolchen Umſtänden durchaus nicht mit rechten Dingen zugehen kann; irgend Jemand hat es ihm nothwendig angethan. Von inwohnenden geheimen Kräften der Natur will das Volk durchaus nichts wiſſen, ſondern verkörpert Alles, was ihm an dieſen Grenzen aufſtößt, in Hexen und Geſpenſter. Dieſe mit ihrem ſiegreichen Lichte zu verſcheuchen, iſt freilich für die Aufklärung keine ſehr verwickelte Aufgabe; wo ſie aber tiefer in das wundervolle Fundament der Natur ſelbſt geräth und dieſes antaſtet, muß ſie bald einſehen lernen, daß ſie zwar die Hülle des Wunders, aber keineswegs das Wunder ſelbſt zerſtören kann. —

26.

Die Katzengeister in der Hexenküche, nebst Commentar zu einigen ihrer Orakelsprüche.

Mephistopheles und Faust treten herein und werden von den Larven, die hier an den Töpfen herumsitzen und quirlen und kochen, in einem Tone begrüßt, der durch den Diphthong Au der Katzensprache sehr verwandt ist:

Sieh, welch' ein zierliches Geschlecht!
Das ist die Magd! das ist der Knecht!
(Zu den Thieren.)
Es scheint, die Frau ist nicht zu Hause?

Die Thiere.

Beim Schmause,
Aus dem Haus,
Zum Schornstein hinaus!

So charakteristisch schon dieser Eingang ist, so übertrifft doch, was folgt, ihn noch beiweitem:

So sagt mir doch, verfluchte Puppen,
Was quirlt ihr in dem Brei herum?

Thiere.
Wir kochen breite Bettelſuppen.

Mephiſtopheles.
Da habt Ihr ein groß Publicum.

Die breiten Bettelſuppen beziehen ſich wol ironiſch auf den breiten Aberglauben, der ſich mit einem dicken, handgreiflichen Schatten bei allen Völkern durch die ganze Weltgeſchichte hinlagert. Meerkatzen, Hexen, Hokuspokus, aller Art unverſtändliche, ja völlig ſinnloſe Worte und Zahlen begegnen uns überall, wo von Unterſuchungen höherer Gegenſtände die Rede iſt. Das war ja eben die Fauſt'en ſo wohl bekannte Umgebung des Lügengeiſtes, die ihn gleich vom Anfange herein ſo widrig anekelte. Mephiſtopheles aber verſichert ihn: das ſei nur ſo die ungefähre Einkleidung, womit die Hexe ihre ſo gründlich tiefe Wiſſenſchaft bemäntle und an der Oberfläche dieſer Welt einführe. Wie und auf welchem Wege es die Katzengeiſter anwandelt, Menſchen zu ſeyn, iſt auch ſehr humoriſtiſch gedacht und zeigt von guter Bekanntſchaft mit dem buntverworrenen Weltlaufe.

Der Kater.

O würfle nur gleich,
Und mache mich reich,
Und laß mich gewinnen!
Gar ſchlecht iſt's beſtellt,
Und wär' ich bei Geld,
So wär' ich bei Sinnen!

Mephiſtopheles.

Wie glücklich würde ſich der Affe ſchätzen,
Könnt' er nur auch ins Lotto ſetzen!

Die jungen Meerkätzchen bringen zwiſchen dieſem Geſpräche eine große Kugel gerollt; daran knüpft der alte philoſophiſche Geldkater eine Weltbetrachtung über die Hinfälligkeit der Formen und die Ewigkeit der Geiſter, die dahinter ihr Weſen treiben.

Der Kater.

Das iſt die Welt,
Sie ſteigt und fällt
Und rollt beſtändig;
Sie klingt wie Glas:
Wie bald bricht das?
Iſt hohl inwendig,
Hier glänzt ſie ſehr,
Und hier noch mehr:

Ich bin lebendig!
Mein lieber Sohn,
Halt dich davon!
Du mußt sterben!
Sie ist von Thon,
Es gibt Scherben.

Man sieht, der Katzengeist spricht gleichsam instinctmäßig größere Dinge aus, als er wol selbst weiß. Darüber naht die Hexe, um Faust das bewußte Liebestränkchen zur Verfängung einzurühren. Die Katzengeister nöthigen Mephistopheles indeß auf einem Sessel zu sitzen; sie bringen ihm einen Wedel, den er statt des Scepters in die Hand nimmt. Darauf beziehen sich denn die Worte:

Hier sitz' ich, wie der König auf dem Throne,
Den Scepter halt' ich hier, es fehlt nur noch die Krone.

Die Thiere verschaffen ihm auch diese und bitten ihn zugleich, durch ein neues, instinctmäßiges Aufblitzen richtig geführt, die zerbrochene Königskrone mit Schweiß und Blut wieder zusammenzuleimen. Ein Wunsch, der, in seiner ganzen Tiefe erwogen, so politisch klingt, daß man schwören sollte, die Katzen-

geiſter hätten wie die alte römiſche, ſo die neue Reichsgeſchichte Capitel für Capitel mit allen ihren Entthronungen und Meuchelmorden vom Anfange des erſten bis zu Ende des letzten Krieges durchleſen. Sie ſind aber auch ſelber dieſes Fundes ſo froh, daß ſie darüber gleichſam in ein berauſchendes Entzücken ausbrechen:

Nun iſt es geſchehn!
Wir reden und ſehn,
Wir hören und reimen.

In dieſem Katzengeſpräche iſt, wie man wohl ſieht, ein gar verwegener Anſatz zur Menſchheit enthalten. Fauſt fühlt ſich dadurch nicht wenig beunruhigt, und Mephiſtopheles ſelbſt greift mitunter an ſeinen Kopf, der über alle dieſe Wahlverwandtſchaft in ein höchſt wunderliches Schwanken geräth, findet ſich aber doch gleich wieder durch das naive Eingeſtändniß der Katzengeiſter zurecht, daß lediglich der Reim ihnen dieſe erhabenen Gedanken eingegeben habe. Wie Fauſt in der Folge aus den Händen der Hexe den Trunk nehmen ſoll, woran ſeine Wiederverjüngung geknüpft iſt, fallen ihm von Neuem die klingenden Gläſer, die

ſingenden Keſſel, die in einem Kreis mit Büchern umhergeſtellten Meerkatzen höchſt widerwärtig auf:

Nein, ſage mir, was ſoll das werden?
Das tolle Zeug, die raſenden Geberden,
Der abgeſchmackteſte Betrug
Sind mir bekannt, verhaßt genug.

Mephiſtopheles.

Ei, Poſſen! das iſt nur zum Lachen;
Sei nur nicht ein ſo ſtrenger Mann!
Sie muß, als Arzt, ein Hokuspokus machen,
Damit der Saft dir wohl gedeihen kann.

Die Hexe fängt nun an mit großer Emphaſe aus einem Buche zu leſen. Dieſes iſt mit lauter Unſinn und Widerſprüchen angefüllt, worin man freilich am Ende eine ironiſche Beziehung nicht verkennen kann. Blutig geführte Streitigkeiten, worüber die Scheiterhaufen nur erſt kürzlich verlöſcht ſind, gehören mit zu den Ingredienzien dieſes von Meerkatzen gerührten Hexenbreies, der leider ſo oft brennend in der Weltgeſchichte überläuft.

Du mußt verſtehn!
Aus Eins mach Zehn,
Und Zwei laß gehn,
Und Drei mach gleich,

So bist du reich.
Verlier die Vier!
Aus Fünf und Sechs,
So sagt die Hex',
Mach' Sieben und Acht,
So ist's vollbracht:
Und Neun ist Eins,
Und Zehn ist keins.
Das ist der Hexen-Einmal-Eins.

Faust.

Mich dünkt, die Alte spricht im Fieber.

Mephistopheles.

Das ist noch lange nicht vorüber!
Ich kenn' es wohl, so klingt das ganze Buch;
Ich habe manche Zeit damit verloren,
Denn ein vollkommner Widerspruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge und für Thoren.
Mein Freund, die Kunst ist alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins, und Eins und Drei,
Irrthum statt Wahrheit zu verbreiten.
So schwätzt und lehrt man ungestört!

Wer sieht nicht, wie geschickt hier der Dichter den guten Rath befolgt, den ihm der Humor oder die lustige Person im Prologe gegeben hat. Unter der Maske

eines gothischen Scherzes berührt er wie von ungefähr Wahrheiten, die mit so blutigen Zügen fast jedem Blatte der Weltgeschichte eingeschrieben sind.

27.

Faust's Himmelszwang.

Als Faust den Fluch über Alles, was die Welt der Erscheinungen ihm irgend bieten konnte, aussprach, war allerdings auch Unschuld, Anmuth und der Reiz weiblicher Schönheit mit in diesem Fluch begriffen. Ja, Faust setzte sogar als Bedingung fest: er wollte sofort dem dunkeln Reiche des Mephistopheles verfallen seyn, sobald die Neigung zu irgend einem Gegenstande dieser Art sich künftighin seines Herzens anhaltend bemächtige. Aber schon bei Erblickung des Zauberbildes von Margarethen im Hohlspiegel fängt dieser Vorsatz an schwankend zu werden. Wie er sie vollends nach diesem auf dem Kirchwege mit dem vergriffenen Gesangbuche unter dem Arme erblickt, ruft er im höchsten Feuer der Begeisterung aus:

Beim Himmel, dieſes Kind iſt ſchön!
So etwas hab' ich nie geſehn.
Sie iſt ſo ſitt- und tugendreich
Und etwas ſchnippiſch doch zugleich.
Der Lippe Roth, der Wange Licht,
Die Tage der Welt vergeſſ' ich's nicht!
Wie ſie die Augen niederſchlägt,
Hat tief ſich in mein Herz geprägt;
Wie ſie kurz angebunden war,
Das iſt nun zum Entzücken gar!

Von dem Schnippiſchen indeß, das der Dichter in der Eingangsſcene Margarethen beilegt, iſt im Fortgange des Gedichts weiter die Rede nicht. Es ſcheint dort mehr aus Verlegenheit angenommen, mehr eine des äußern Anſtandes wegen von ihr eingelernte als natürliche Rolle zu ſeyn. Man ſieht dies auch aus einer in der Folge vorkommenden Äußerung des artigen Kindes, wo ſie ſich über Fauſt's zu raſches Vorſchreiten bei ihrer erſten Bekanntſchaft am Kirchwege beklagt:

Es ſchien ihn gleich nur anzuwandeln,
Mit dieſer Dirne g'radehin zu handeln.

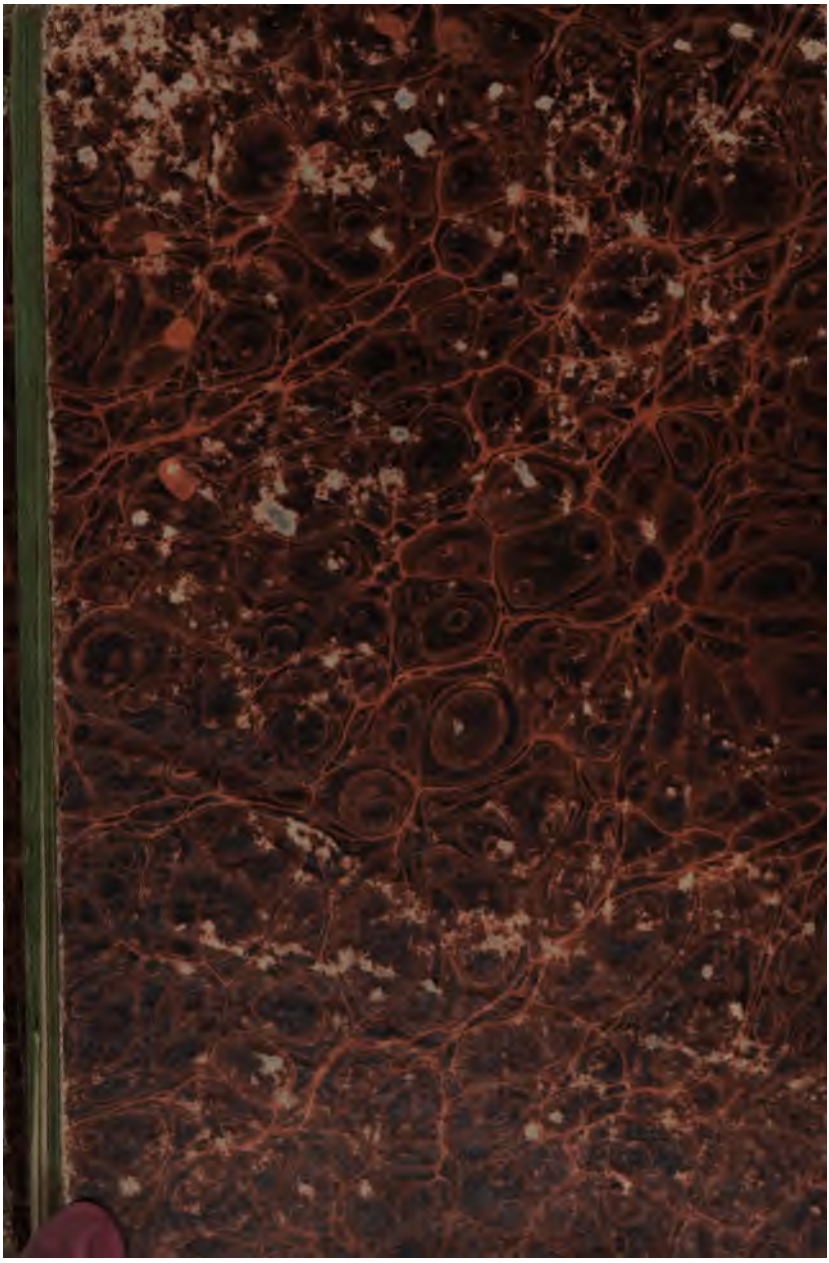
Im Ganzen hat ſie es auch ſo übel nicht ge-

nommen; denn indem sie in ihrem Zimmer sich die Zöpfe flicht und aufbindet, sagt sie zu sich selbst:

Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt',
Wer heut der Herr gewesen ist!
Er sah gewiß recht wacker aus
Und ist aus einem edeln Haus;
Das konnt' ich ihm an der Stirne lesen —
Er wär' auch sonst nicht so keck gewesen.
(Ab.)
In dieser Armuth welche Fülle!
In diesem Kerker welche Seligkeit!

ruft Faust beim Eintritte in Margarethens Zimmer aus. Das ganze beschränkte, schuldlose Leben von diesem Engelskinde, ihre reine Sittlichkeit wird Faust'en als einem tiefen Menschenkenner, sogleich auf den ersten Blick klar. Alle ihre Umgebungen sprechen zu ihm in stiller Bedeutung und sind ein heiliger Text, den seine Gefühle auslegen. Wie herrlich, wie phantasiereich ist die Anrede, womit er den alten Armsessel begrüßt! Er sieht Margarethen noch einmal als Kind, den Großvater im Lehnsessel; sie kommt, küßt ihm die welke Hand und empfängt seinen Se-

gen. Ordnung und Sitte reißen ihn auf jedem Schritt, den er weiter in dies Heiligthum wagt, zu Liebe und Bewunderung hin. In dem einzigen spätern Ausdrucke: „Armſel'ger Fauſt, ich kenne dich nicht mehr!" regt ſich eine ſo heilige Scham, eine ſo zarte Bekümmerniß und Reue, von einem geiſtigen Zuſtande, wie ſein vergangener war, ſo plötzlich herunterzugeſunken und dem thörichten Spiele ſeiner eigenen Sinnlichkeit verfallen zu ſeyn, daß Mephiſtopheles in der Folge Mühe genug hat, ihn auf die vorige Bahn des Irrthums wieder zurückzubringen. Wie denn überhaupt in der Engelsunſchuld Margarethens gleichſam ein Probierſtein aller echten Weisheit und zugleich die vollſtändigſte und herrlichſte Widerlegung aller jener Teufeleien enthalten iſt, wodurch Mephiſtopheles das Herz des edeln Fauſt nach und nach zu umſtricken ſucht. Alles, was an dieſem holden Weſen athmet und lebt, iſt wie aus einem Guſſe empfunden und gedacht. Und hätte Goethe weiter nichts geſchrieben als die eine Scene, wo Margarethe im Garten die Blumen zerpflückt, um zu ſehen, ob Fauſt ſie liebt oder nicht, ſo würde dieſe allein ihn zu einem ewigen Lieblinge der Natur ſtempeln. Ja, wofern jemals

eine verhüllte, duftende Roſe Worte und Sprache erhielte und einen Laut von ſich gäbe, ſo könnte man ſie wohl in dem Augenblicke, wo ſie ihren Kelch eröffnete, Margarethe zu nennen, ſich verſucht fühlen.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02788 7572